Maskenball

Raoul Auernheimer

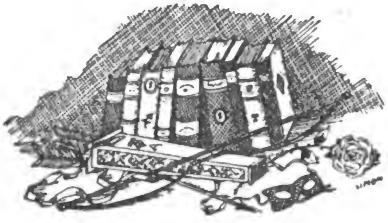
He's not dead who gives life to ev

MASKENBALL

NOVELLEN IM KOSTÜM

VON

RAOUL AUERNHEIMER



Egon Fleischel & Co, Berlin

Digitized by Google

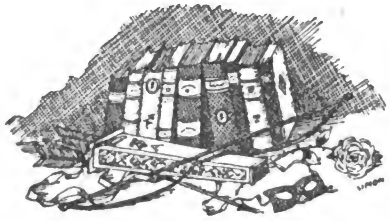
~~He~~ is not dead who gives life to fu

MASKENBALL

NOVELLEN IM KOSTÜM

VON

RAOUL AUERNHEIMER



Egon Fleischel & Co, Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Maskenball

Digitized by Google

Von Raoul Auernheimer
sind früher bei Egon Fleischel & Co., Berlin, erschienen:

Rosen, die wir nicht erreichen. Ein Geschichtenband.	2. Auflage
Renée und die Männer.	4. Auflage
Die Verliebten. Novellen.	4. Auflage
Die Dame mit der Maske. Zwischenspiele.	2. Auflage
Die ängstliche Dodo. Novellen.	4. Auflage
Die man nicht heiratet. Novellen.	7. Auflage
Gesellschaft. Wiener Silhouetten.	3. Auflage
Der gußeiserne Herrgott. Novellen.	3. Auflage
Herzen in Schwebe. Ausgewählte Geschichten	6.—8. Auflage
Das wahre Gesicht. Novellen.	3. Auflage

ferner bei S. Fischer, Berlin:

Das Paar nach der Mode. Lustspiel.	1. Auflage
Die verbündeten Mächte. Lustspiel.	1. Auflage
Laurenz Hallers Praterfahrt. Erzählung.	3. Auflage
Der Geheimniskrämer, Novelle.	4. Auflage

bei E. P. Tal & Co., Wien:

Das ältere Wien. Schatten und Bilder.	2. Auflage

Digitized by Google

Maskenball

Novellen im Kostüm

von

Raoul Auernheimer

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1920

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das
der Übersetzung, vorbehalten
Amerikanisches Copyright 1920
by Egon Fleischel & Co., Berlin

Mit Zeichnung zum Um-
schlag und Originaleinband
von Erich M. Simon

Digitized by Google

Inhalt

	Seite
Gräfin Rosalie	1
Der glücklich verheiratete Molière	27
Das Wachs des Odysseus	53
Herr von Goethe und der Hund	81
Dubois und der Kaiser	99
Eugenie oder: Das Solferinorot	139

(RECAP)

3431
.18
.362

540382

Digitized by Google

Digitized by Google

Gräfin Roſalie

Digitized by Google

Digitized by Google

Gräfin Rosalie Prax, eine geborene Freiin von Rolinski, die alle ein bißchen närrisch waren, beschloß, als sie sich der stürmischen Werbung des Leutnants Fabrice anders nicht mehr erwehren konnte, dem ärgerlichen Zwiespalt ihrer zwischen Gattentreue und Liebesgebot ratlos hin und her schwankenden Gefühle auf eine Weise ein Ende zu machen, die ihr ebenso anständig erschien, als sie barock war.

Barock waren freilich auch die Huldigungen des Leutnants, eines schönen, feurigen, in allerhand Weiberhändel verstrickten jungen Offiziers. Gleich am Beginn der Bekanntschaft, die Graf Prax selbst vermittelt hatte, war er von dem nicht allzu nah gelegenen Standort seines Regimentes in einer Sommernacht herübergeritten, um der bei offenem Fenster allein schlafenden Gräfin — der Graf weilte, wie dies öfter geschah, bei Hofe — aus seinem geladenen Pistol eine langstielige Rose auf ihr Bett zu schießen. Ein andermal ritt er an ihrem eingegitterten Blumengarten vorüber. Die Gräfin, zwischen ihren Blumen stehend, lud ihn mit einer Handbewegung ein, ihr guten Tag zu sagen, worauf der tollkühne Reiter in verwegenem Sprunge über die mannshohe Einfassung des Gärtchens setzte, so daß er mitsamt seinem Schimmel urplötzlich zwischen Phlox und Malvenstauden vor der überaus erschrockenen Dame aus dem Boden wuchs. Und so überraschte er sie auch, nach einer kurzen,

Digitized by Google

sehnsüchtigen Trennung im Winter, an einem Vorfrühlingstage, während Graf Adalbert, ihr Gatte, in besonderer Sendung beim König von Hannover sich aufhielt, in ihrem Gartenhäuschen, wohin sie sich zurückgezogen hatte, um mit Fabrices Bild in der Hand zu träumen. Er warf sich ihr zu Füßen, machte ihr eine Liebeserklärung, die so heftig war, daß ihr das Bild entfiel, und schwor, sich mit eben dem Terzerol, mit dem er ihr die Rose zugeschossen hatte, das Gehirn auszublasen, wenn sie ihn nicht erhöre. Noch wußte sie an jenem dämmerschwülen Abend sich seiner stürmischen Umklammerung zu entziehen, doch konnte sie es nur, indem sie ihm ein Angeld von Küssen verabfolgte, und sie fühlte dunkel, daß mit diesen Küssen, die zärtlicher ausfielen, als sie wollte, nach siebenjähriger Ehe ihr Schicksal und der Liebeskontrakt zwischen ihr und Fabrice besiegelt war.

In dieser Erkenntnis ließ die Gräfin vor allem ihre Kleiderpuppe, deren Wachsgesichtchen dem ihrigen täuschend nachgebildet war, in ihr Zimmer schaffen und verwahrte sie eigenhändig im versperrten Schrank, so als gedächte sie nie wieder ein Kleid an ihr zu probieren. Hierauf legte sie sich zu Bette und schickte nach ihrem holländischen Arzt.

Doktor van Hoff war früher der Leibarzt der Herzogin gewesen, die ihn als ein Zeichen ihrer hohen Gunst der Gräfin überlassen hatte, als diese vor zwei Jahren an einem hartnäckigen Fieber erkrankt war. Das Fieber ging schließlich vorüber, van Hoff aber verblieb auf Schloß Prax, unter Verzicht auf alle seine

Digitized by Google

höfischen Würden, ja sogar auf eine ihn auszeichnende Berufung an die Universität Utrecht. Rosalie ahnte wohl, warum, und sie gründete darauf ihren verwegenen Plan.

In ihrem schönsten Spitzenhemde, aber totenblaß, mit eingebundenem Kopf, empfing sie den spindelbeinigen Arzt und begann, kaum, daß er sich zu ihr gesetzt hatte:

„Doktor, ich brauche einen Freund!“

„Gräfin, Sie haben keinen treueren.“

Sie reichte ihm ihre Hand und fragte, ihn aus ihren schwarzen Augen voll ansehend:

„Und was würden Sie tun, um mir Ihre Freundschaft zu beweisen?“

„Was Sie befehlen, Gräfin. Stehlen, mordbrennen, ja sogar lügen!“ erwiderte der redliche Mann der Wissenschaft.

Sie nickte erfreut:

„Das eben ist es, was ich von Ihnen verlange!“

Und sie entwickelte, sichtlich belebt, ihren Plan, der auf nichts Geringeres hinauslief, als daß van Hoff sie in Abwesenheit des Grafen auf Grund eines falschen Totenscheines begraben lassen möge, um sie solcherart in die Lage zu versetzen, mit ihrem Liebhaber nach Italien zu fahren und dort, fern von Schloß Prax, ein neues Leben zu beginnen.

Doktor van Hoff griff bestürzt nach dem Puls der schönen Patientin:

„Fiebern Sie, Gräfin?“

Aber der Pulsschlag zeigte keine fieberhafte Beschleu-

Digitized by Google

nigung, noch die Haut eine krankhafte Erhitzung, so daß ihm nichts übrigblieb, als auf seine ärztliche Pflicht hinzuweisen, die ihm verböte, einen derartigen falschen Schein auszustellen. „Nun wohl!“ rief die Gräfin bitter: „So werden Sie, Pedant, mir einen echten ausstellen!“ Sprach's und wandte sich gegen die Mauer, in welcher Stellung sie vierundzwanzig Stunden verharrte, Zuspruch verschmähend und alle Nahrung von sich weisend.

Van Hoff kam wieder und versuchte es mit der Raison. Die dünnen Beine übereinandergelegt, stellte er der Gräfin in wohlgesetzten Worten, deren regelmäßigen, logischen Gang das pendelartig in seinem Rücken hin und her schwingende Zöpfchen taktfest begleitete, eindringlich vor, wie wenig Sinn es hätte, solcherart alle Brücken hinter sich abzubrechen, und empfahl ihr, wenn es denn sein müßte, lieber, wie andere Frauen, bei Lebzeiten einen Liebhaber zu nehmen. Aber davon wollte sie erst recht nichts wissen.

„Ich habe Adalbert Treue bis zum Tod geschworen,“ rief sie lebhaft, gefühlvoll. „Und dann, ich kenn ihn, seine strengen Begriffe. Er würde es nicht überleben, daß ich Ehre und Pflicht hintansetze, um einem anderen Manne zu gehören.“

„Und Ihren Tod, Gräfin, sollte er überleben?“ fragte, sie vorwurfsvoll anblickend, der Arzt.

„Der Tod ist etwas Unabänderliches und Adalbert viel zu sehr Philosoph, um sich gegen das Unabänderliche aufzulehnen. Auch ist er dem Herzog treu ergeben und von seiner Unentbehrlichkeit in den Staats-

Digitized by Google

geschäften durchdrungen. All das wird ihn aufrechterhalten. Er wird von seiner Reise zurückkehren, meinen Tod erfahren, sich über mein Grab werfen und weinen. Oh, ich sehe ihn weinen . . ." rief sie gerührt und weinte, ergriffen von ihrem eigenen Ableben, selber ein paar Tränen, worauf sie jedoch gefaßt fortfuhr: „Aber er wird es verwinden, wird weiterleben und früher oder später sogar wieder heiraten," und, diesem Gedanken nachgebend: „Er sollte meine Schwester Leonore heiraten. Ein Witwer und eine Witwe, das paßt gut zusammen. Sagen Sie ihm, Doktor, daß es mein letzter Wille war . . ." Bei welchen Worten sie, ohne die ablehnende Gebärde des Doktors zu beachten, sich im Bette aufsetzte und, rasch von Entschlüssen, wie sie war, unverweilt an die Baronin Leonore Grimmhausen auf Schloß Grimmhausen in Böhmen zu schreiben begann.

Vier Tage später wurde Gräfin Rosalie, wie es ihr Wunsch war, auf dem kleinen Kirchhof von Prag begraben.

Der Tod der schönen Frau war unter absonderlichen Umständen erfolgt. Nach kurzer Krankheit hatte sie, wie die Schloßleute zu erzählen wußten, ihr Ende nahen gefühlt, jedoch nicht, wie üblich, ihre Verwandten verständigt und ihre Hausgenossen an ihr Lager gerufen, sondern im Gegenteil durch Doktor van Hoff, der nicht von ihr wich, den Wunsch aussprechen lassen, daß niemand, selbst der Priester nicht, ihr während der Auflösung auch nur nahekäme. Dabei war sie aber keineswegs, was allenfalls zur Ent-

Digitized by Google

schuldigung dieser Sonderbarkeit hätte dienen können, körperlich entstellt; im Gegenteil, der Totengräber, in dessen Beisein van Hoff die Leiche eigenhändig aus dem Bette hob und in den Sarg legte, sagte aus, sie hätte ausgesehen wie eine Puppe. . . .

Auffallend war auch, daß die Gräfin, obwohl sie ganz plötzlich erkrankt war, zwei Briefe hinterließ, von denen der eine an ihren Gatten, der andere an ihre Schwester gerichtet war. Auch ordnete sie an, daß das Begräbnis nachts, bei Fackelbeleuchtung, und ohne vorhergehende Verständigung des Hofes und der Verwandten in aller Stille zu erfolgen habe. Es sah so aus, als wünschte sie, die im Leben nicht so menschenscheu gewesen, sich im Tode vor der Mitwelt zu verbergen. Man hätte beinahe einen Selbstmord vermuten können.

Übrigens wurden ihre Anordnungen und Verfügungen pünktlich ausgeführt. Die Kirchenglocken begannen um Mitternacht zu läuten, und bevor die Turmuhr halb eins schlug, war alles aus. Der Kaplan murmelte ein kurzes Gebet, die Dorfbewohner entfernten sich, und der einzige Wagen, der vor der Friedhofstüre gehalten hatte, bereitete sich zur Abfahrt.

Ein schmächtiger Jüngling in einem schwarzen Radmantel, der ihm bis an die Fersen reichte, saß darin neben einem zweiten, schön und robust aussehenden jungen Mann in Uniform.

Als sich der Gruftdeckel schloß und der Priester sein „Requiescat in pace!“ der Schloßherrin nachgerufen hatte, zuckte die schmale Hand des Jünglings vom

Digitized by Google

Rand des Kutschenfensters ins Dunkel zurück, und eine ergriffene Frauenstimme ließ sich also vernehmen:

„Dies war unsere Trauung; und nun, Fabrice, mag in Gottes Namen unsere Hochzeitsreise beginnen!“

„Fahr zu!“ schrie der Offizier den Kutscher an. Die Pferde gingen ins Geschirr, das Schloß flog im Mondlicht vorüber, und schon schlug die Frühlingsnacht über den jungen Reisenden zusammen.

*

Als Graf Prax einige Tage später gegen Abend in umgekehrter Richtung im geschlossenen Reisewagen auf das Schloß seiner Väter zufuhr, wunderte er sich ein wenig, daß ihm Rosalie, wie es sonst wohl geschah, nicht mit dem Hut überm Arm und von ihrem Windspiel Folie begleitet, auf dem Wiesenweg entgegenkam. Und dies war um so auffallender, als er sie durch Estaffettenpost rechtzeitig von seinem Kommen verständigt hatte. Doch zerbrach sich der vielbeschäftigte Graf nicht weiter den Kopf darüber, sondern fuhr, in mancherlei Gedanken verstrickt, unter der Abendröte heiteren Sinnes dahin, des Wiedersehens mit seiner Schönen gewärtig.

Da er überdies, um rascher zu ihr zu gelangen, die letzten Reisestationen überschlagen, auch nicht, wie üblich, im Gasthaus Rast gehalten hatte, so erfuhr er erst im Schlosse selbst, als er trotz seiner Jahre die Treppe leichtfüßig emporeilte, um sich in Rosaliens Arme zu werfen, von einem ihm entgegentretenden schwarzgekleideten Diener, was es Neues gab.

Digitized by Google

Der Schmerz des Grafen war überwältigend. Er hatte mit Rosalie in einer heiteren Liebesehe gelebt, deren Zärtlichkeit und äußere Scherzhaftigkeit ein tieferes Gefühl verbargen. Nun er sie verlor, die um ein halbes Menschenalter jüngere Gefährtin, war ihm, als hätte er Frau und Kind an einem Tag verloren. Ein völlig ausgeraubter Mann stand er da und machte wochenlang vergebliche Anstrengungen, sich als ein Philosoph, der er war, zu sammeln.

Die allgemeine Teilnahme, die ihm bewies, daß der Gegenstand seiner Liebe auch von vielen anderen geliebt worden war, vergrößerte nur seinen Kummer. Ehrungen, die ihm aus diesem Anlaß widerfuhren, glitten von ihm ab. Der Herzog sandte ein eigenhändig abgefaßtes Schreiben, darin er das frühe Hinscheiden der ‚liebenswürdigsten Gräfin' in Wendungen beklagte, die, wie Graf Adalbert als Diplomat wohl wußte, ansonsten nur im Verkehr mit Angehörigen regierender Familien üblich waren. Auch ließ er dem Grafen, augenscheinlich, um ihn zu trösten, eine Woche nach seiner Heimkehr seine Ernennung zum Legationsrat bekanntmachen, was, wie er selbst in einem Handbillett hinzufügte, nichts anderes sein wollte als eine schwache Anerkennung für die glückliche Durchführung des hannoveranischen Geschäfts. Und schließlich schickte er ihm sogar die ‚goldene Eichel', ein Jagdabzeichen, das außer dem Herzog selbst nur sechs oder sieben seiner vertrautesten Freunde trugen, und das, da seine Verleihung nicht vom Verdienst, sondern einzig von

Digitized by Google

der Liebe des Fürsten abhing, Gegenstand tausendfältiger Kabalen und Intrigen zu sein pflegte.

All das machte nur wenig Eindruck auf den untröstlichen Witwer. Er ließ die schönen Kondolenzschreiben unbeantwortet und verbrachte die Zeit damit, die Bilder Rosaliens zu betrachten und ihre Briefe, zumal den letzten, in dem sie mit einer so merkwürdigen Bestimmtheit von ihrem bevorstehenden Tode sprach, immer wieder durchzulesen. Oder aber, man sah ihn gebeugt auf ihrem Grabe sitzen, stundenlang, in Gesellschaft ihres gleichfalls untröstlichen Windspiels, und mit der Spitze seines Rohrstocks immer wieder ihren Namen vor sich in den Sand schreiben. Oft sank darob die Nacht hernieder, und der rote Morgen fand ihn zusammen mit dem Hund verkrümmt schlafend auf dem kalten, steinernen Gruftdeckel.

Nach einigen Wochen erst begann er sich so weit zu fassen, daß ihn das Verlangen überkam, von Rosalie zu sprechen. Aber mit wem wäre dies möglich gewesen, da sowohl Doktor van Hoff, einem neuerlichen Rufe der Universität von Utrecht Folge leistend, in seine holländische Heimat zurückgekehrt, als auch Leutnant Fabrice, von dem der Graf wußte, daß er Rosalie angeschwärmt hatte, seinen Dienstort verlassen und, unbekannt wohin, verreist war. Der Graf sah sich auf seine eigenen Erinnerungen angewiesen; allein so süß diese auch waren, so quälten sie ihn doch viel mehr, als daß sie ihn glücklich machten. Und hauptsächlich um ihnen zu entrinnen, schrieb er eines Tages an seine Schwägerin Leonore, um sie einzuladen, auf Schloß

Digitized by Google

Prax die Verlassenschaft ihrer unvergeßlichen Schwester persönlich zu ordnen und das ihr Gehörige zu übernehmen.

Leonore, die den Abschiedsbrief ihrer Schwester erhalten und die darin enthaltene Andeutung beherzigt hatte, ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie nahm die Einladung sofort an und erschien wenige Wochen später auf Schloß Prax in Begleitung ihres ältesten Sohnes, eines zwölfjährigen, halb idiotischen Knaben, und ihrer Jungfer, einer Kupferschmiedstochter aus Köln.

Sie wurde herzlich willkommen geheißen. Nichtsdestoweniger reiste die hausfraulich runde und lebhafte Dame nicht lange nachher wieder ab, ohne die Erbteilung abzuwarten. Als Grund führte sie an, daß sie von dem Umgang mit dem Grafen, der ein Freidenker war, einen schädlichen Einfluß auf das Seelenleben des kleinen Idioten befürchtete, der sehr fromm erzogen wurde. Der wahre Grund freilich war, daß sie eines Nachts, als sie nach ihrer Jungfer läutete und diese nicht kam, aufgestanden war und, unbemerkt in das Zimmer des Mädchens eintretend, daselbst ihrem Schwager im Nachtgewand begegnet war . . .

Die Kupferschmiedstochter hieß Röschen; aber der Graf hatte sie vom ersten Tage angefangen Rosa genannt. Übrigens hatte sie schwarze Augen und sah Rosalien ähnlich.

*

Digitized by Google

Unterdessen war die tote Gräfin an der Seite ihres neuen Liebhabers nach Italien gereist.

Sie fuhren die alte Römerstraße über den Brenner und über Verona nach Rom und dann noch weiter in den Süden nach Neapel, wo Fabrice, gestützt auf Empfehlungen und eine weitläufige Verwandtschaft, am Hof des Königs Ferdinand Dienste zu nehmen gedachte.

Rosalie, die sich schon am zweiten Posttage, als die Gefahr einer Entdeckung nicht mehr bestand, aus einem schönen Jüngling in ein zierliches Frauenzimmer zurückverwandelt hatte, machte diese Reise nicht zum erstenmal. Zwar die Hochzeitsreise nach Venedig, die sie sich so sehr gewünscht hatte, war ihr Adalbert schuldig geblieben, sie waren nur bis nach München gekommen, wo der Graf ein diplomatisches Geschäft hatte, und die Sehnsucht der jungen Frau blieb unerfüllt. Wohl aber hatte sie die linde und wohlriechende italienische Luft schon viel früher geschmeckt als Kind, an der Seite ihres Vaters, der, ein Reisenarr, sein halbes Leben in Chaisen und Diligencen verbracht hatte, und der auch nach seiner Verheiratung, ohne auf den jeweiligen Zustand der Baronin Kolinski im geringsten Rücksicht zu nehmen, dieser seiner Leidenschaft in vollem Umfang frönte. So kam es, daß jedes seiner Kinder in einer anderen europäischen Hauptstadt zur Welt gekommen war, Rosalie in Neapel. Auch war einer ihrer ersten Kindheitseindrücke die Erinnerung an eine schöne Wagenfahrt zwischen Sorrent und Amalfi, während welcher sie unter einem blau-

Digitized by Google

seidenen Himmelszelt und an dem ebenso blauen Meer entlang im offenen Wagen dahinfuhr, in den spaßhaften Anblick zweier terrakottabrauner italienischer Jungen verloren, die beide im weißen Straßenstaub neben dem Wagen herliefen, der eine fortwährend kreisrunde Purzelbäume schlagend wie ein Delphin und der andere mit wagrecht vorgestreckter Hand ein reizendes neapolitanisches Fischerlied verzweifelt singend.

So weit und bis zu dem Augenblick, wo am Ende einer Pappelallee, die ein fortlaufendes Weingespinst überhing, Neapel vor den Liebenden auftauchte, in Blumenfarben am Meer hingetürmt und von der wie ein schwarzes Paraplui aufsteigenden und in der Luft stehengebliebenen Rauchsäule des Vesuvs überschattet: so weit ging alles gut. Unter tausend Neckereien und vielfachem Übermut verflog die Reise, jeden Abend brach die Leidenschaft der glücklich Liebenden aufs neue durch, der Morgen zehrte von süßen Erinnerungen, und wenn etwa an gewissen Tagen eine leise Langeweile sich fühlbar machen wollte, so ließ sie die hundertfach wechselnde Szenerie und die in immer neuen Farben aufglänzende italienische Landschaft nicht zur Entwicklung gelangen. Es war eine richtige Hochzeitsreise, wie die junge Gräfin noch keine gemacht hatte.

Anders war es in Neapel, wo das Paar sich setzte und zu längerem Verbleib einzurichten begann. Die Stadt war liederlich, der Hof aber war sittenstreng,

Digitized by Google

und beides wurde ihrem jungen Glück zum Verhängnis.

Zunächst wurde, kaum daß Fabrice seine Empfehlungen bei seinen Gönnern abgegeben hatte, in den Kreisen, denen er sich einzugliedern gedachte, ruchbar, daß er mit einer schönen Frau reiste und wohnte, von der niemand wußte, wer sie war. Die Geistlichkeit ließ ihm bedeuten, dieses Verhältnis vorerst klarzustellen, bevor er weitere Schritte in der Richtung auf den Hof zu unternahm.

Fabrice war hierzu mit Freuden bereit, und auch Rosalie entschlossen, ein neues Leben an seiner Seite zu beginnen. Aber um Fabrice zu heiraten, benötigte sie gewisse Papiere, die, da sie nicht vorhanden waren, erst herbeigeschafft werden mußten.

Man fand schließlich einen gefälligen Podesta, der bereit war, gegen eine bestimmte Summe den Taufschein einer verschollenen Deutschen, die gleich nach ihrer Geburt wieder weggebracht worden war, neu auszustellen. Aber abgesehen davon, daß die Deutsche bürgerlicher Abkunft war und die Gräfin durch diese Unterschiebung auf ihren höheren Rang verzichtete, war auch das Geld nicht eben leicht zu beschaffen. Was Rosalie an mitgebrachten Schmuckstücken besaß, reichte kaum dazu hin, ihr Leben zu fristen, da Fabrice nichts hatte und vorderhand auch nichts verdiente; auch seine Verwandten waren nicht auffindbar; und dazu wurde der Podesta, der herausspürte, wie viel seinen Opfern trotz alledem an dem Handel lag, von Woche zu Woche teuerer.

In dieser Not machte Rosalie eines Abends im Theater San Carlo die Bekanntschaft einer großen Dame. Es war dies eine gewisse Marchesa Piani, eine Frau in mittleren Jahren, stark, mit geblähten roten Backen, die schon ein wenig herunterhingen, aber ganz jungen, spitzen Zähnen und einem ungemein liebenswürdigen Lächeln.

Mit diesem Lächeln fixierte sie längere Zeit das neben ihr in der Fremdenloge sitzende Paar, knüpfte dann über die Logenwand hinweg mit der jungen Frau ein Gespräch an und ließ sich Fabrice vorstellen. Sie schien Gefallen zu finden an dem schlanken Offizier, der ihr Sohn hätte sein können, denn sie schaute ihm freundlich in die Augen und reichte ihm mit viel Artigkeit die Hand.

Die Marchesa war Witwe und machte ein Haus aus; es wurde bei ihr gespielt wie in den meisten adeligen Häusern; und schon am ersten Abend, den das hochzeitsreisende Pärchen dort eingeladen war, gewann Fabrice am Tisch der stattlichen Dame so viel, daß Rosalie längere Zeit hindurch kein Schmuckstück verkaufen mußte.

Der Anstand erforderte es, die Marchesa auch seinerseits einzuladen; die Ritterlichkeit, ihr Revanche zu bieten. Die Marchesa Piani kam und brachte einige Damen ihrer Bekanntschaft mit. „Und Sie," sagte sie mit ihrem schönen, freien Lächeln zu der Hausfrau, „müssen für die Herren sorgen." Gräfin Rosalie hatte um jene Zeit bereits einige jüngere Offiziere durch Vermittlung Fabricens kennen gelernt. Da es von

Digitized by Google

ihr verlangt wurde, lud sie sie ein, und die Herren Offiziere kamen nicht nur selbst, sondern erbaten sich auch die Erlaubnis, einen oder den andern ihrer Freunde in die muntere Gesellschaft mitzubringen. Der unerfahrene Fabrice, der zudem bereits anderweitig beschäftigt war, hatte nichts dagegen.

Unter diesen Kavalieren war auch ein etwas älterer Conte, der ungefähr in denselben Jahren wie die Marchesa stehen mochte, und der früher, als sie noch verheiratet war, ihr Günstling gewesen war. Als er ihr nun in dem zweifelhaften Hause, am grünen Tisch, wieder begegnete und den hübschen jungen Offizier in der schon abgenützten Uniform sah, der neben ihr sitzend die Bank hielt, dachte sich der erfahrene Mann sein Teil und gedachte, auch seinerseits seinen Spaß zu haben.

Er fing an, Rosalie den Hof zu machen. Rosalie ließ es sich gefallen, da ihr Fabrice gesagt hatte, daß der Conte ein großer Herr sei, mit dem man es sich nicht verderben dürfe. Überhaupt, fügte er schlecht gelaunt, wie er jetzt meistens war, hinzu, dürfe man, wenn man irgendwo fremd sei und sich beliebt machen müsse, nicht so zimperlich sein wie sie; sie möge sich an der Marchesa ein Beispiel nehmen, das wäre eine liebenswürdige große Dame.

Die Gräfin Rosalie wurde liebenswürdig, obwohl ihr dabei weh ums Herz war. Sie machte in ihrer Spielhölle die Honneurs wie eine Königin im Exil und blickte zur Seite, wenn jemand einen Korb Weinflaschen oder eine Schinkenkeule mitbrachte und, wäh-

rend ihr ein Goldstück in den Schoß rollte, auf den grünen Tisch stellte.

Inzwischen ließ auch der Conte nicht locker und setzte ihr mit allen geläufigen Mitteln zu; Fabrice aber schien nichts zu merken, so wenig, wie seinerzeit Adalbert etwas gemerkt hatte. Daß doch die Männer alle gleich sind, seufzte die Gräfin, wenn sie des Nachts wach lag und ihren jungen Gatten ahnungslos neben sich schnarchen hörte.

Noch leistete sie, dem Schein nach, Widerstand; doch als der Conte, die letzte Karte ausspielend, einmal eine Andeutung machte über die stadtbekannte Geschicklichkeit der Marchesa, junge Männer, die sie im Theater San Carlo ansprach, ihren Wünschen gefügig zu machen, wurde sie blaß und sagte dem Verführer ein Stelldichein zu für den Fall, daß er ihr einen strikten Beweis in dieser Hinsicht erbrächte.

Der Conte ließ sich das gesagt sein. Tags darauf schon lieferte er den seit langem sorglich vorbereiteten Nachweis, daß die Marchesa Fabrice und sie seit einem halben Jahre vollständig aushielt und daß Fabrice seit geraumer Zeit ihr Liebhaber war.

Gräfin Rosalie dachte an das aschgraue Haar der Marchesa, an ihr Doppelkinn, ihre Backentaschen, ihre matronenhafte Korpulenz. Der Ekel erfaßte sie, sie reiste von Neapel ab, als Mann verkleidet, wie von Schloß Prax, und ohne Abschied, auch von dem Conte, dem sie den Begleich der Rechnung seiner Infamie schuldig blieb.

*

Digitized by Google

Als Gräfin Rosalie zurückkehrte, überbreitete der Frühling ihre thüringische Heimat wie damals, da sie sie verlassen hatte. Ihr Sterbetag rückte heran, und Rosalie sann mit einem melancholischen Lächeln darüber nach, ob es nicht besser gewesen wäre, sie wäre damals wirklich gestorben.

Sie wagte sich nicht in die Nähe des Schlosses, obwohl sie es, als die Stätte ihres einstigen Glückes, gerne wiedergesehen hätte; sondern sie blieb, auf dem Wege dahin, in einem kleinen Gasthaus liegen, das in ihrer Abwesenheit entstanden war. Eine junge Wirtin, ohne Mann, hauste darin, eine Kupferschmiedstochter aus Köln. Sie hatte einen kleinen Säugling bei sich, und sie gab, als der zugewanderte Student sie danach fragte, woher das Kind wäre, errötend die Antwort: „Von einem Mann in Köln."

Rosalie hatte mit weiblichem Spürsinn gleich weg, daß es ein uneheliches Kind sein müsse, und um die junge Wirtin zu Geständnissen zu ermutigen, ließ sie ihre Maske fallen und gab sich als Frauenzimmer zu erkennen. „Ich habe auch meine Schicksale gehabt," seufzte sie, vielsagend und noch mehr verschweigend.

Am zweiten Tage ging auch die hübsche Wirtin, froh, jemanden zu haben, mit dem sie sich aussprechen konnte, aus sich heraus und vertraute ihrer neuen Freundin an, daß der Säugling in der Wiege nicht von einem Küfer in Köln, sondern von einem großen Herrn abstamme, den sie aber beileibe nicht nennen dürfe, da sie sonst die Ausweisung riskiere.

Der Säugling hatte mittlerweile Toilette gemacht,

Digitized by Google

Gräfin Roſalie hob ihn aus der Wiege und ging, zum erſten Male wieder vergnügt, mit dem fremden Kind im Arm auf und ab. Dabei erkundigte ſie ſich vorſichtig und unauffällig nach dem Gutsherrn, dem verwitweten Grafen Prax.

„Oh, der iſt untröſtlich," ſagte die junge Frau, ihr das Kind eiferſüchtig aus dem Arm nehmend, „ganz untröſtlich. — Die Gräfin muß aber auch, nach allem, was man von ihr hört, eine ſeelengute Frau geweſen ſein."

„Ich finde, Sie ſehen ihr ähnlich!" ſagte Roſalie heiter.

„Oh!" ſagte die Wirtin errötend: „Wie dürfte ich mich unterſtehen . . .?" Aber ſie fügte hinzu:

„Übrigens hat man mir das ſchon einmal geſagt. Aber es iſt gewiß nicht wahr."

Die Gräfin ſchaute ſie freundlich an. „Wie heißen Sie eigentlich?" fragte ſie.

„Spreckelmann! Sie wiſſen ja!"

„Nein. Mit dem Vornamen."

„Roſa. — Und Sie?"

„Roſalie."

„Merkwürdig. So hat unſere verſtorbene Gräfin auch geheißen."

„Es iſt ein ziemlich häufiger Name," erwiderte die Gräfin.

Durch Roſas Mitteilungen ermutigt und beruhigt, machte ſie ſich am nächſten Tage auf, ihr Grab zu beſuchen. Sie fand es in gutem Stande, mit Blumen

Digitized by Google

und einem Stein geschmückt, auf den Graf Adalbert nichts hatte schreiben lassen als die Worte:

‚Der besten Gattin.‘

Rosalie blieb lange Zeit vor dieser Inschrift stehen, so lange, bis sie in ihren dünnen Männerkleidern bitterlich fror. Ein feiner Sprühregen ging nieder, kleine Wasserbäche rannen über die goldenen Buchstaben wie Tränen herunter, und auch die schönen Augen der Gräfin tropften.

Als sie bei Einbruch der Dunkelheit, müde und durchnäßt, in ihre kleine Herberge zurückkehrte, trat ihr aus dem erleuchteten Gastzimmer die Kupferschmiedstochter in einem hellen Festkleid entgegen.

„Still!“ sagte sie aufgeräumt: „Der Graf ist im Vorüberreiten eingekehrt. Er will den Regen abwarten.“

Die Gräfin erschrak, aber sie beherrschte sich. „Sie haben da ein hübsches Kleid,“ sagte sie, nach der Seide tastend.

„Ja,“ erwiderte die Wirtin stolz: „Es ist aus der Garderobe der Gräfin. Ihre Beschließerin hat es mir für drei Taler aus dem Nachlaß verkauft. . . Aber lassen Sie mich jetzt. Ich muß dem Grafen das Abendessen auftragen. Er ist ungeduldig. . . Und wenn man ihn allein läßt, fällt er gleich in Trübsinn. Überhaupt jetzt, in diesen Tagen. Morgen wird's ein Jahr, daß die Gräfin begraben wurde.“ Und noch schwatzend lief sie geschäftig in die Küche.

In dieser Nacht, die er des Regens wegen in der

Digitized by Google

Herberge verbrachte, hatte Graf Prax einen höch
seltsamen Traum.

Um Mitternacht trat in einem hellen Kleide, wi
sie es auch bei Lebzeiten getragen hatte, seine verstorben
Gattin bei ihm ein, näherte sich schwebenden Gange
seinem Bette, küßte ihn auf die Stirne und sagte mild
und gütig: „Ich verzeihe dir!“ Als er jedoch sein
Arme nach ihr ausstrecken wollte, entschwand sie durch
die Mauer hindurch mit den Worten:

„Morgen, Lieber, um Mitternacht auf dem Fried
hof.“

Der Graf erwachte, stand auf und verschloß nach
kurzer Überlegung die Türe; so lebhaft wirkte der
Traum in seinem Innern nach.

*

Es fiel dem Grafen als einem Freidenker schwer,
an eine Fortdauer der Persönlichkeit über den Tod
hinaus zu glauben. Dennoch hatte er Herzklopfen, als
er am nächsten Tag, um Mitternacht, den Kirchhof
betretend, eine weiße Gestalt auf dem Grabe seiner
Frau sitzen sah. Und auch das Windspiel Folie, das
er mitgenommen hatte und außen am Gittertor an-
band, witterte und winselte auf eine höchst seltsame
Weise.

Der Graf ging indessen beherzt, mit dem Hute in
der Hand, auf das Gespenst zu. Es regte sich nicht
und machte, vom weißen Mondlicht umflossen, weiß
und starr dasitzend, den Eindruck eines jener Stein-

Digitized by Google

bilder, wie man ihnen auf italieniſchen Friedhöfen begegnet.

Graf Prax war als Diplomat ein Mann von Erziehung. Er wußte jeden anzureden, aber wie man mit Geſpenſtern umgeht, noch dazu mit einem, mit dem man verheiratet war, davon hatte er keine Ahnung. Infolgedeſſen verhielt er ſich lieber ſtill, ſo ſtürmiſch auch ſein Herzſchlag pochte, und wartete, in angemeſſener Entfernung ſtehen bleibend, was Roſalie ihm ſagen würde.

Die Turmglocke hob aus, es ſchlug zwölf. Als der letzte Glockenton ſummend verhallt war, öffnete das Geſpenſt den Mund und ſprach mit feſter Stimme: „Guten Abend, Adalbert.“

„Guten Abend, Lie!“ rief er und wollte ſich, hingeriſſen, zu ihren Füßen werfen. Doch wies ſie ihm mit einer entſchiedenen und doch auch wie bittenden Gebärde einen Platz zu Füßen des Grabes an, während ſie ſelbſt zu deſſen Häupten ſitzen blieb, die Inſchrift des Obelisken mit ihrem weißen Leibe deckend.

Sie ſah ihn an, ſah im Mondlicht ſein gefurchtes Geſicht, das ihr um Jahre gealtert ſchien, und auch er fand ſie ſchmäler und bläſſer, als er ſie in Erinnerung hatte; doch wunderte er ſich nicht weiter darüber, da ſie ja ein Geſpenſt war.

„Du biſt nicht glücklich, Adalbert!“ ließ ſie ſich nach einer kleinen Weile vernehmen.

„Nein, wahrhaftig!“ brach er aus, und Tränen ſtürzten ihm aus den Augen: „Du hätteſt mich nicht ſo früh verlaſſen ſollen, Lie!“

Digitized by Google

„Es mußte ſein," ſagte ſie weich: „Ich war deiner nicht wert."

„Wie?" rief er: „So iſt es alſo wahr, was die Leute reden, daß du freiwillig —?"

„Ja, freiwillig . . ."

„Aber warum? Warum, Lie?"

„Ich habe dich betrogen . . ."

„Oh!" Er ſtöhnte auf und ſchlug die Hände vors Geſicht.

„Es iſt ſo, mein guter Adalbert. . . Ich habe dich ein ganzes Jahr betrogen."

„Aber mit wem?" rief er: „Mit wem?"

„Denke nach, Adalbert."

„Mit — Fabrice?" fragte er nach einer Weile.

Gräfin Roſalie fühlte eine warme Welle neuer Zärtlichkeit in ihrer Bruſt aufſteigen. Er iſt intelligent, dachte ſie; Fabrice hat gar nichts gemerkt.

Da ſie ihm diskret die Antwort ſchuldig blieb, wußte er, woran er war, und daß ſeine Vermutung, die das plötzliche Verſchwinden Fabricens zu beſtätigen ſchien, auf Richtigkeit beruhte.

Wieder folgte eine lange Pauſe, während welcher die Eitelkeit und der Schmerz des betrogenen Gatten einen harten Kampf auskämpften mit der Sehnſucht des von ſeiner Frau Verlaſſenen, bis ſchließlich dieſes Gefühl in ihm ſiegte und der Graf ihm mit den Worten Ausdruck lieh:

„Trotzdem. Du hätteſt mich nicht verlaſſen ſollen."

„So hätteſt du mir verzeihen können?" fragte ſie traurig und hoffnungsvoll zugleich.

Digitized by Google

Nach einer beklommenen Stille kam die Antwort:

„Bei Lebzeiten — ich weiß nicht. Aber jetzt, nach deinem Tode? Es erscheint mir so unwichtig im Vergleich mit allem übrigen.“

„Mir auch, Adalbert.“

„Überhaupt ist nur eines wichtig: daß man sich lieb hat und —“

„Und, Adalbert?“

„Und daß man lebt! Alles andere ist gleichgültig.“

„Das ist auch meine Meinung,“ sagte die Gräfin und streckte, sich erhebend, so daß die mondbeglänzte Inschrift auf dem Grabstein wieder frei ward, dem Grafen ihre Hand entgegen. Schaudernd griff er danach und fand sie zu seiner Überraschung warm. Und auch sonst fühlte er von dem weißen Schatten, der sich ihm über die Gruftplatte hinweg langsam näherte, eine seltsame Wärme ausgehen, wie von einem lebendigen Frauenwesen. Narrte ihn der Traum einer duftschweren Frühlingsnacht oder war Rosalie wirklich —?

Aber in diesem Augenblicke machte das Windspiel Folie dem Zweifel des Freidenkers an der Realität von Gespenstern ein Ende, indem es, über das Gittertor des Friedhofes in einem mächtigen Sprunge hinwegsetzend, auf seine wiedererkannte Herrin los- und so stürmisch an ihr emporsprang, daß es nicht erst ihrer Liebkosungen, die bald dem Hunde und bald dem Grafen galten, bedurfte, um diesem die leibliche Existenz des schönen Gespensts in unwiderleglicher Form zu beweisen.

*

Digitized by Google

Zwei Tage ſpäter zog Gräfin Roſalie in Begleitung einer hübſchen Dienerin, die einen Säugling auf dem Arme trug, in das von neuen Roſen umblühte Schloß wieder ein.

Schloß Prag hatte wieder eine Herrin und die herzogliche Tafelrunde einen Geſprächsſtoff. Man erzählte ſich die Geſchichte der ſchönen Gräfin, die ſich raſch herumgeſprochen hatte, und fand es unerhört, daß der vorurteilsloſe Graf eine Frau, die ihn auf eine ſo ſchändliche Art betrogen, doppelt betrogen hatte, und die dann, nach Jahr und Tag, mit einem ſechswöchigen Kind im Arm zu ihm zurückkam, ſo einfach wieder bei ſich aufnahm.

Was man aber am allerſkandalöſeſten fand und was die lebenslängliche Ungnade und Verbannung des um ſeinen Abſchied eingekommenen Grafen zur Folge hatte, war der Umſtand, daß der mitgebrachte Balg ſeinem Adoptivvater ſogar ähnlich ſah.

Sollte die Gräfin am Ende gar den Liebhaber mit dem Gatten betrogen haben? Zuzutrauen wär' es ihr wohl, ſagten die tugendhaften Hofdamen, deren Kondolenzen der Graf unbeantwortet gelaſſen hatte.

Digitized by Google

Der glücklich verheiratete Molière

Digitized by Google

Digitized by Google

Es ist bekannt — begann der junge Romanist Christian Friedrich Funk seinen lang angekündigten, von den Damen des Seminars neugierig erwarteten Molièrevortrag —: Es ist bekannt, daß auch Molière, wie so viele große Männer und hervorragende Künstler, in einer höchst unglücklichen Ehe gelebt hat. Mademoiselle Molière, das Schauspielerkind, quälte ihn dermaßen, daß er noch auf dem Totenbette, als man ihm zur Labung eine von ihr selbst fabrizierte Suppe anbot, die historischen Worte sprach: „Nein, nichts von den Suppen meiner Frau . . .“ und ein Stückchen trockenen Parmesankäses vorzog. Man kann daraus abnehmen, wie viel der große Mann in den dreizehn Jahren seiner Ehe gelitten haben mag. Freilich hinderte ihn dieses Leiden nicht, die volle Höhe seines Ruhmes zu gewinnen und Stücke wie ‚Der Misanthrop‘, ‚Der Tartüff‘ und ‚Der eingebildete Kranke‘ in die Welt zu setzen. Aber, muß man fragen, was alles würde er geschrieben und um wie viel Schöneres geschaffen haben, wenn der Sonnenschein einer glücklichen Ehe die Früchte seines Gartens zur Reife hätte gelangen lassen? Oder mit anderen Worten: Was wäre aus Molière geworden, wenn er glücklich verheiratet gewesen wäre?

Diese melancholische Frage, die sich anläßlich so vieler verfehlter Lebensläufe aufwirft, sind wir nun ausnahmsweise zu beantworten in der Lage. Die jüngste

Digitized by Google

romaniſtiſche Schule hat nämlich herausgebracht, daß es eigentlich zwei Molières gegeben habe, einen wirklichen, der ſehr glücklich, und den vermeintlichen, der höchſt unglücklich verheiratet war. Über dieſe neueſte Errungenſchaft der philologiſchen Erkenntnis wird nur ſtaunen, wer das Weſen unſerer Wiſſenſchaft nicht näher durchſchaut hat. In der Tat, wenn es keinen Shakeſpeare, keinen Homer, ja ſogar, wie ein Gelehrter bewieſen hat, keinen Jeſus Chriſtus gab, warum ſollte es nicht zwei Molières gegeben haben? Zudem iſt das Leben Molières wirklich äußerſt unbeſtimmt; die älteſte Biographie, die wir beſitzen, iſt die von Grimareſt, die einunddreißig Jahre nach dem Tode des weltberühmten Luſtſpieldichters erſchien. Daß ſie unter ſolchen Umſtänden, ganz auf der mündlichen Überlieferung beruhend, von Unrichtigkeiten ſtrotzt, wird niemand wundern, und man wird nicht allzu erſtaunt ſein, zu erfahren, daß ſie auch in der Hauptſache die Wahrheit verfehlt, indem ſie nämlich das Leben eines Komödianten, der ſich für den Molière ausgab, nicht aber des Molière ſelbſt beſchreibt.

Indeſſen, dies mag etwas unklar klingen, und wir müſſen es durch eine ordentliche Erzählung zu rechtfertigen verſuchen. Wir ſtützen uns hiebei auf einen Fund von Papieren in Orleans, die bei Abtragung eines alten Hauſes daſelbſt zutage gefördert wurden und aus denen hervorgeht, daß Molière die letzten zehn Jahre ſeines Lebens nicht, wie eine leichtfertige Forſchung bisher annahm, in Paris, ſondern in Orleans verbracht hat und eben dort auch geſtorben

Digitized by Google

ist; freilich nicht unter dem Namen Molière, der ja nur ein angenommener, sondern als Herr Pocquelin, welches sein richtiger Name war. Noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gab es Leute in Orleans, die diesen Namen führten, und wie sich jetzt herausstellt, gehen sie sämtlich auf Jean Baptiste Pocquelin zurück, den Tapezierersohn und vermeintlichen Lustspieldichter, den ein allerdings ziemlich merkwürdiges Schicksal in der Mitte seines Lebens dorthin verschlagen hatte.

Es war im Jahre 1658 gewesen, als Molière, damals sechsunddreißig Jahre alt, des Wanderlebens eines Provinzschauspielers müde, zum erstenmal in Paris und vor dem König auftrat. Ludwig XIV. war damals noch nicht Ludwig XIV. und Molière noch nicht Molière, sondern da war ein junger Prinz, der über die Lazzi eines durchreisenden Komödianten herzlich lachte, so wie er auch über die Späße von hundert anderen gelacht haben würde. Aber es war gerade kein anderer zur Stelle, und darum erhielt Molière, als er nach der Vorstellung an die Rampe trat und dem König ein wohlgedrechseltes Kompliment darbrachte, von dem gut gelaunten Fürsten die Erlaubnis, hinfort abwechselnd mit den Italienern im kleinen Bourbon zu spielen. Es ist gar keine Frage, daß er sie nie erhalten hätte und daß die erste Bühne Frankreichs nicht gegründet worden wäre, wenn Ludwig XIV. an jenem Abend Kopfschmerzen gehabt hätte oder auch nur durch ein Rendezvous verhindert gewesen wäre, ins Theater zu gehen. Aber von solchen

Digitized by Google

Zufälligkeiten ist oft genug der Gang der Weltgeschichte abhängig.

Jedenfalls beginnt mit jener königlichen Erlaubnis die eigentliche Ruhmeslaufbahn Molières. Denn bald darauf trat er auch als Autor hervor, und man weiß, mit welchem Erfolg. Die gelungene Farce von den ‚Lächerlichen Precieusen' gewann ihm die Gunst des Pariser Publikums im Sturme; jener Greis, der sich bei der Premiere von seinem Sitze erhob und zur Bühne gewendet rief: „Courage, Molière, voilà la bonne comédie!" (es war wohl der Chef der Claque des Molièreschen Theaters), drückte nur die allgemeine Meinung und das Urteil des lachlustigen Pöbels aus. Das Stück wurde denn auch bekanntlich gleich vier Monate lang en suite gespielt, was für das heutige Berlin vielleicht nur wenig, für das damalige Paris aber ungeheuer viel bedeutete. . . . All das ist, wie gesagt, bekannt; was aber bisher nicht bekannt war, noch auch nach dem Stand der Wissenschaft bekannt sein konnte, ist, daß der junge Molière sich inmitten dieser seiner aufblühenden Berühmtheit ziemlich übel befand. Er war nämlich verliebt, jedoch nicht in Armande Gresinde Béjart, die ihm seiner Biographie zufolge das Leben verbittert haben soll, sondern in Agnes Lagrange, ein Bürgermädchen aus Orleans, wo er, auf der Reise nach Paris, im Karneval 1653 gastiert hatte. Bei einem Maskenfest hatte er dem schönen Kind einen Kuß geraubt und bald darauf im Hause Lagrange seinen Besuch gemacht. Aber der alte Lagrange, seines Zeichens Seidenhändler, war ein

rechtlicher Mann und wollte mit Komödianten nichts zu schaffen haben. Er warf den Molière hinaus; so ging der nach Paris und wurde berühmt.

Nicht ganz so streng wie der Papa dachte die rundliche Agnes, des Seidenhändlers leicht verliebtes Töchterchen. Zwar schämte auch sie sich der Profession ihres Liebsten und fand seine Schwänke abscheulich, da sie ein Mädchen aus gutem Hause und infolgedessen gänzlich humorlos war. Nichtsdestoweniger aber war er ihr lieber als die Kommis im väterlichen Geschäft, ja sogar als der Gemeindesekretär von Orleans, der zu ihrem Geburtstag Verse machte. Zudem, war denn das der ganze Pocquelin, diese Parzelle seines Selbst, die sich Molière nannte? War er nicht außerdem und in erster Linie der Sohn eines ordentlichen, ja sogar angesehenen Bürgers, war sein Vater nicht Tapezierer des Königs? Der Schauspieler hatte, als er um Agnes anhielt, seinen wahren Namen keineswegs verschwiegen, und wer Pocquelins waren, das mußte man Fräulein Lagrange nicht erst weitläufig auseinandersetzen. Im Hauptbuch ihres Vaters stand es schwarz auf weiß verzeichnet, denn seit dem Jahre 1638 unterhielt man eine rege Geschäftsverbindung mit dem Hause Pocquelin, und in dieser ganzen Zeit, die doch überreich an wirtschaftlichen Krisen jeder Art war, war nicht eine einzige Rechnung älter als drei Monate geworden. Bedurfte es noch anderer Beweise für die Bonität der Familie? Nein, Agnes gab die Partie noch nicht verloren, wenngleich Molière jetzt sogar schon seinen ehrlichen Namen in Paris be-

Digitized by Google

schmutzte. Sie wartete eine günstige Gelegenheit ab, ihm zu schreiben, und eine solche fand sich ganz von selbst, als Papa Pocquelin eines Tages ein Stück Goldbrokat bestellte, das man nicht sogleich liefern konnte. Agnes, die manchmal in der Korrespondenz ein bißchen aushalf, wenn der erste Buchhalter nicht fertig wurde, behielt sich diesen Brief vor; ohnehin war der Goldbrokat, den sie selbst zu besticken pflegte, ihr eigentliches Ressort. Sie schrieb also — aber nicht an den alten, sondern an den jungen Pocquelin, den sie Molière nannten. Agnes ignorierte diese Bezeichnung und adressierte das Schreiben an Jean Baptiste Pocquelin, Paris, Kleines Bourbon. Molière erhielt es trotzdem, denn die Post ist gescheit.

Es war gerade Vorstellung, die siebenundachtzigste der ‚Lächerlichen Precieusen', die bei schlecht besuchtem Hause stattfand, als man ihm diesen Brief überbrachte. Molière ging hinter der Szene auf und ab, gepudert und geschminkt und so traurig, wie es nur ein Lustspieldichter sein kann, während man sein eigenes Stück spielt. Er erkannte Agnes' kaufmännische Schrift schon auf dem Umschlag, denn bereits in Orleans hatte sie ihm einmal ein Zettelchen gesteckt, und um so größer war sein Verlangen, den Brief zu lesen. Aber als er ihn aufreißen wollte, fiel sein Stichwort, er mußte hinaus und das Publikum als Mascarille lachen machen. Da empfand Molière zum erstenmal, welch ein abscheulicher Beruf der seine wäre. „Quel sale métier!" murmelte er beim Hinausgehen, und er spielte an diesem Abend hundeschlecht. Aber glücklicherweise

bemerkte das niemand; denn erstlich waren nur sehr wenige Leute im Theater, und dann war Molière, wie schon einmal erwähnt, damals noch nicht Molière. Er war ein halbbekannter Schauspieler, der Komödie spielte wie so viele andere, manchmal gut, manchmal schlecht, aber immer ohne die drückende Verantwortung eines großen Namens.

Gleich nach der Vorstellung zog sich Molière zurück. Für gewöhnlich pflegte er den Abend mit seinen Schauspielern in der Taverne zu verbringen; diesmal aber ging er nach Hause und las bei einem Talglicht den Brief der schönen Agnes, deren üppige Formen noch in seiner Erinnerung wogten. Zwar ihr Gesicht konnte er sich nicht genau vorstellen, und er hätte nicht sagen können, ob sie schwarze Augen habe oder graue; nichtsdestoweniger sehnte er sich sehr nach ihr, mit einer rein triebhaften Sehnsucht, die ihm im Blute saß.

Als er das Schreiben gelesen hatte, war er nun allerdings ein wenig enttäuscht. Er hatte sich auf einen Liebesbrief gefaßt gemacht, wie ihn Schauspieler wohl zu erhalten pflegen, und was er in Händen hielt, war ein Geschäftsbrief. Agnes redete ihn als Herrn Pocquelin an und entschuldigte sich bei ihm nicht anders, als ob er sein eigener Vater wäre, wegen des Ausbleibens des bestellten Brokats. Man würde ihn liefern, aber erst in einigen Wochen, da das Muster derzeit vergriffen und nachbestellt worden wäre. Es mache doch nichts? Dieser kindische Brief schloß mit einem Fragezeichen. Molière wußte zunächst nicht, was er daraus machen sollte. Dann aber fiel dem

Digitized by Google

Luſtſpieldichter ein, daß die Verkleidungen der Liebe mannigfaltiger Art ſeien und daß ſich der wandelbare Amor ganz gut einmal auch in Goldbrokat hüllen könne — zumal wenn es ſich um ein väterliches Fabrikat handle. So angeſehen, ſchien ihm das einfältige Schreiben ſogar geiſtreich; da er nämlich für Geiſt hielt, was nur bürgerliche Schlauheit war.

Er ging alſo auf den vermeintlichen Scherz ein und gab den erhaltenen Auftrag weiter, indem er am nächſten Morgen, anſtatt auf die Probe zu gehen, das väterliche Geſchäft aufſuchte, das er bei dieſer Gelegenheit ſeit Jahren zum erſtenmal wieder betrat. Der alte Pocquelin führte ihn herum, ohne ihm wegen ſeiner verfehlten Karriere nutzloſe Vorwürfe zu machen. Er war überhaupt ſchweigſamer Natur wie die meiſten Tapezierer, die für gewöhnlich Nägel im Mund halten. Indeſſen ſah der Sohn mit Freude, wie ſich alles entwickelt hatte und gewachſen war. Papa Pocquelin beſchäftigte zwei Gehilfen mehr, auch hatte er eine eigene Tiſchlerei, die Molières Bruder leitete. „Welch ſchönes Geſchäft!“ rief der Komödienſchreiber, der ein gutmütiger Menſch war und anderen gern etwas Angenehmes ſagte. Da glitt ein Schatten über das unfrohe Geſicht des alten Tapezierers. „Und das alles“, ſagte er mit Bedeutung, „haſt du geopfert um einer Grille willen.“ Molière antwortete nicht. Wozu auch? Es iſt ſchwer, wenn nicht unmöglich, einem Tapezierer begreiflich zu machen, daß die Kunſt keine Grille iſt.

Zu Hauſe angelangt, ſetzte ſich Molière hin und

schrieb an die hübsche Agnes ebenso sachlich wie sie, er habe sich bei seinem Vater erkundigt und beeile sich, ihre Bedenken zu zerstreuen. Das mit dem Goldbrokat hätte gar keine Eile, der Schnitzer, der das Gestell zu den Stühlen liefern sollte, wäre ohnehin noch nicht fertig. Das Haus Lagrange möge sich also mit der Lieferung immerhin einige Wochen Zeit lassen. . . . Er fügte hinzu, daß er das geehrte Fräulein bei guter Gesundheit hoffe, und fragte, ob sie noch manchmal an den Karneval zurückdenke. Er seinerseits könne ihn nicht vergessen! . . . Dieser Brief schloß mit einem Rufzeichen.

Agnes beantwortete diesen Ruf. Sie erwiderte nach einer angemessenen Frist, die Unterhaltung des geehrten Herrn Pocquelin sei ihr in lebhaftester Erinnerung, und sie wünsche nichts sehnlicher, als sie zu erneuern. Ob er nicht wieder einmal geschäftlich in Orleans zu tun habe. Sie unterstrich das Wort geschäftlich; und, um Mißverständnisse auszuschließen, schloß sie mit den ausdrücklichen Worten: „Als Sohn Ihres Vaters werden Sie uns, geehrter Herr Pocquelin, jederzeit hochwillkommen sein. —“ Dieser Brief endete mit einem Gedankenstrich.

Molière machte sich allerhand Gedanken. Es war ja ziemlich klar, wie es Agnes meinte: Sie wünschte, daß er ohne Truppe nach Orleans käme, als Herr Pocquelin, nicht als Molière. Sie ignorierte seinen Künstlernamen, redete ihn mit Monsieur an, welche Anrede ihm als Schauspieler nicht gebührte, und tat so, als ob sie nicht wüßte, daß er auch Theater spiele.

Digitized by Google

Kurz, sie behandelte ihn wie einen achtbaren jungen Mann aus achtbarer Familie. Aber Molière, weit entfernt, ihr das übelzunehmen, fühlte sich im Gegenteil von ihrer Haltung seltsam angezogen. Er wäre kein Künstler gewesen, wenn ihn nicht die Bürgerlichkeit zeitweise gereizt hätte. Agnes' Temperamentlosigkeit hielt er für Stolz, ihre Berechnung für Tugend, hinter ihrer Phantasielosigkeit vermutete er Grundsätze. Sie war ihm neu und eben darum gefährlich. Er verglich sie mit seiner Umgebung — welch ein Unterschied, mein Gott! Das war kein leichtfertiges Frauenzimmer wie die lose de Brie, die frivole Du Parc oder gar wie diese freche kleine Béjart, die magere Katze, die lauernd um ihn herumstrich! Agnes war ein besonnenes Mädchen, das sein Feuer zähmte und sich nicht an einen Komödianten wegwarf. . . . Je länger der unschuldige Briefwechsel dauerte, der unschuldigste, den Molière im Leben geführt hatte, desto höher wuchs sein Verlangen, dieses schöne, ferne Mädchen dauernd zu besitzen. Er konnte sich seine Zukunft anders gar nicht mehr vorstellen als an der Seite von Agnes Lagrange.

So standen die Dinge, als jenes Ereignis eintrat, das bisher unbekannt war und mit dem die Zweiteilung im Leben Molières beginnt. Molière hatte nämlich einen Doppelgänger; das war ein armer Teufel von Komödiant, ohne Familie, ohne festes Engagement und ohne Vermögen, der davon lebte, daß er Molière ähnlich sah. Man nannte ihn den falschen Molière. Wer von beiden zuerst angefangen hatte, dem andern

nachzuahmen, ist eigentlich unbestimmt, aber jedenfalls war der Tapezierersohn der erfolgreichere. Er ließ sein Alter ego einfach nicht aufkommen, und bloß ein einziges Mal war es Herrn Dumont vergönnt, wie Molière gefeiert zu werden. Das war in Languedoc, als Molière eine Lungenentzündung hatte, sein Gastspiel aber nicht unterbrechen wollte. Da spielte der falsche Molière acht oder vierzehn Tage lang anstatt des echten. Er bekam ein anständiges Honorar dafür, mußte jedoch, sowie Molière wieder gesund war, nächtlicherweile und ohne daß irgend jemand von der Bevölkerung davon eine Ahnung hatte, Languedoc verlassen. Seither fiel der arme Dumont in sein altes Elend eines fahrenden Komödianten zurück. Er spielte da und dort, doch überall ohne Erfolg; denn da Molière in Paris war, wußte man, daß er nicht Molière wäre, und applaudierte ihm infolgedessen nicht.

Dieser Mann erschien nun eines Tages in Paris vor Molière. Er war infolge großer Entbehrungen sichtlich abgemagert und sah dem berühmten Mimen dadurch um so ähnlicher, so zwar, daß dieser, als Dumont in seine Kanzlei trat, in einen Spiegel zu blicken vermeinte. „Nun, Molière, wie geht's?" redete Molière ihn an, der gerade bei guter Laune war und dem die Ähnlichkeit Spaß machte. „Danke, schlecht!" antwortete müde der arme Komödiant: „Unsere letzte Losung war ein halber Taler!" „Nicht viel für einen Molière!" sagte Molière lustig. „Ja, wenn ich Sie wäre!" seufzte der andere: „Sie verstehen es, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen, indem

Digitized by Google

Sie ſie lachen machen! Aber ich . . .“, und ſeufzend fügte er hinzu: „Ich habe höchſtens Talent für das feine Luſtſpiel. Charakterkomödien, ſehen Sie, das wäre meine Richtung. . . . Aber verſuchen Sie es doch, in Orleans eine Charakterrolle zu ſpielen.“

„In Orleans?“ fragte Molière: „Warum gerade in Orleans?“

„Beiſpielsweiſe!“ ſagte der Komödiant.

Molière ſchwieg und überlegte. Man war mitten im Sommer, und die Konkurrenz des Herrn Raiſin machte ſich im Theater empfindlich fühlbar. Dieſer Herr Raiſin nämlich, muß man wiſſen, produzierte auf dem Pariſer Jahrmarkt ein automatiſches Klavier, das zu ſpielen begann, wenn er es bloß anredete. „He, du Klavier!“ ſagte er (denn er war mit dem Inſtrument auf Du) „ſpiel' mir einmal dieſe Courante . . .“, und ſofort begann das Klavier gefügig zu ſpielen. Etwas ſpäter allerdings ſtellte ſich heraus, daß ein vierjähriger Sohn des Herrn Raiſin in dem Inſtrument verſteckt war; aber das wußten die Leute dazumal noch nicht. Man glaubte an ein Wunder, alles lief zu Raiſin, und das Theater Molières war an mehreren Abenden leer.

Dieſer Umſtand einerſeits und die wachſende Sehnſucht nach einem Wiederſehen mit der ſchönen Agnes andererſeits laſſen es begreiflich erſcheinen, daß Molière ſeinem Doppelgänger kurzerhand den Vorſchlag machte, ihn wieder einmal, wie ſchon früher in Languedoc, für ein paar Tage zu vertreten. Dumont war aus Not einverſtanden, obwohl er eigentlich ein viel feineres

Digitized by Google

Talent war und nicht gern mit Molière verwechselt wurde. Gesagt, getan; was die Natur allenfalls versäumt hatte, holte der Schminktopf und der Friseur nach. Molière gab Dumont eine seiner Perücken und ein neues Kleid, während er selbst ein altes anzog. Hierauf malte er sich eine Falte ins Gesicht, die Dumont hatte und er nicht, während jener seinen Schnurrbart genau nach dem Muster des Molièreschen zurechtstutzte. Nachdem sie dergestalt einander so ähnlich geworden waren, daß sie sich selbst verwechselten, gingen die beiden Komödianten miteinander auf die Bühne, wo gerade Probe war. Dumont trat unter die Schauspieler und redete sie an: „Kinder, ich verreise für ein paar Tage. Herr Dumont," hiebei deutete er auf Molière, „wird so freundlich sein, mich so lange zu vertreten." . . . Kein Mensch bemerkte, daß es nicht Molière war, der sprach. Am Abend aber kam Dumont ins Theater und sagte: „Kinder, ich hab' mir's überlegt, ich spiele doch. Dumont ist abgereist." Hierauf spielte er als Molière den Mascarille, eine Molièresche Rolle, die er schon oft in der Provinz dargestellt hatte. Das Publikum, obzwar spärlich, war von der frischen Leistung des ausgehungerten Komödianten entzückt, und da man überdies mittlerweile den Schwindel mit dem Klavier des Herrn Raisin entdeckt hatte, war das Theater am nächsten Abend wieder ausverkauft.

Um dieselbe Zeit hielt der echte Molière in Orleans um Agnes' Hand an. Er hatte sich eines geschäftlichen Vorwandes bedient, um wiederzukommen und sich von

Digitized by Google

seinem Vater den Betrag für eine noch nicht fällige Rechnung einhändigen lassen, die er für das Haus Pocquelin bezahlte. Da er mit einer noch nicht einmal fälligen Rechnung kam, mußte ihn der alte Lagrange als Kaufmann natürlich empfangen. Er nahm auch das Geld und benützte sogar die Gelegenheit, da er es mit einem verliebten Künstler zu tun hatte, um an den üblichen Abzügen etwas zu kürzen. Als aber dann Molière mit seinem eigentlichen Anliegen herausrückte, kam sofort der unterdrückte Bürgerstolz des Herrn Lagrange zum Vorschein. „Herr Pocquelin," sagte er, „Ihr Antrag ehrt mich! Aber mit Komödianten, nehmen Sie mir's nicht übel, will ich nichts zu schaffen haben." Und nach Art beschränkter alter Geschäftsleute wiederholte er denselben Satz an die zwanzigmal, was immer Molière auch zur Entschuldigung seines Berufes anführen mochte. Der Sohn des Hoftapezierers ja — der Schauspieldirektor nein! Das war das letzte Wort des würdigen alten Mannes. Agnes stand dabei, stumm, nur ihr üppiger Busen, durch das Mieder kaum noch zu bändigen, wogte und brandete in weißen Wellen gegen das Korsett. Molière nahm höchst ungern von diesem Anblick Abschied; schließlich aber tat er es doch und zog sich zurück. Als Sohn eines Geschäftsfreundes schlief er im Hause Lagrange, und da die Post am nächsten Morgen zeitlich ging, sagte man ihm Gute Nacht und Lebewohl in einem. Ein Seufzer, ein Blick — da erschien die Dienerin mit dem Licht und Molière mußte abgehen.

Digitized by Google

Aber in der Nacht wisperte und rauschte es in dem alten Bürgerhause. Ein großer, weißer Schatten huschte durch die Gänge und machte vor Molières Türe Halt. Der Schauspieler, der keine Ruhe finden konnte, ging mit trostlosen Schritten drinnen auf und nieder. Der Schatten lauschte, dann klopfte er, und nicht viel später stand Fräulein Agnes Lagrange vor dem überglücklichen Molière. Sie war im Ballkleid, mit einer Maske vor dem Gesicht, wie damals im Karneval, da er ihr zum erstenmal begegnet. Etwas später allerdings streifte sie die Maske ab. . . .

Als Molière am nächsten Morgen in der Chaise nach Paris zurückrollte, dachte er, behaglich in seine Ecke geschmiegt:

„Diese Bürgermädchen sind doch viel anziehender als die Schauspielerinnen. . . . Und dann sind sie auch ungleich leidenschaftlicher. . . ."

Er war ein loser Fink, Molière; aber nur, solange er noch nicht glücklich verheiratet war.

*

Zwei Tage später, als er wieder in Paris anlangte, machte Molière die unerwünschte Wahrnehmung, daß er hier mittlerweile vollständig überflüssig geworden wäre. Das Theater ging glänzend, auch ohne ihn, ja, es war seit Monaten nicht so gut gegangen. Daran waren nun allerdings die Blamage des Herrn Raisin und das Fiasko des automatischen Klaviers schuld, aber Dumont wäre kein Schauspieler gewesen, wenn er das Verdienst hieran nicht ganz allein sich zu-

Digitized by Google

geschrieben hätte. Daß er unter solchen Umständen nicht daran dachte, seinen Platz aufzugeben, ist ja selbstverständlich. Zudem war der König in Molières Abwesenheit im Theater gewesen und hatte dem falschen Molière so freundlich applaudiert wie noch nie dem echten. Ja, noch mehr, er hatte ihn zur Tafel nach Versailles laden lassen, eine Ehre, die Molière gleichfalls noch nie widerfahren war. Molière wollte sich diese Einladung zunutze machen und, da es glücklicherweise noch nicht zu spät war, gleich nach Versailles hinausfahren. Aber Dumont hielt den Enteilenden mit einer entschiedenen Gebärde am Rock fest. „Entschuldigen Sie, Herr Pocquelin!“ sagte er nicht ohne Feinheit: „Wer ist eigentlich eingeladen? Ich oder Sie?“ „Ich!“ sagte Molière, „denn ich bin Molière!“ „Sind Sie dessen sicher?“ fragte Dumont impertinent. Und mit dem nötigen Ernst setzte er hinzu: „Molière ist derjenige, der gestern abends auf der Bühne stand und das Glück hatte, Seiner Majestät zu gefallen.“ „Erlauben Sie, Dumont,“ versetzte Molière ungeduldig und wollte ihn zur Seite schieben. „Erlauben Sie, Molière,“ schrie Dumont hitzig und vertrat jenem den Weg. Ein Wortwechsel entspann sich, und am Ende begannen die beiden Komödianten einander zu prügeln. Bei dieser Gelegenheit besiegte Molière nun allerdings seinen Rivalen; denn der Tapeziererssohn war der Kräftigere von beiden. Aber der andere war der eigentliche Lustspieldichter; darum verwertete er diese komische Situation später und schrieb den „Amphitryon“, die Doppelgängerkomödie,

Digitized by Google

die sich aus einem ganz ähnlichen Motiv entwickelt. Auch gelang es ihm, seinem Gegner eine Kratzwunde im Gesichte beizubringen, die diesen in den nächsten Tagen hinderte, zu Hof zu gehen. Und als er nach einigen Tagen daselbst erschien, war Molière bereits dort gewesen; das heißt natürlich: Dumont war dort gewesen.

Bei dieser Gelegenheit muß gesagt werden, daß wie der „Amphitryon" auch alle anderen reiferen Werke nach den „Precieusen" nicht mehr von Molière sind. Der betrogene Schauspieler versuchte es wohl noch einigemal, dem andern die Konzession streitig zu machen. Allein niemand wollte dem von Orleans plötzlich zugereisten Komödianten glauben, daß er der große Molière wäre, bloß weil er dem Molière ein wenig ähnlich sah und sein Gehaben recht geschickt nachäffte. Alle Welt lachte über seine Anmaßung, sogar Mademoiselle de Brie, Molières Geliebte. „Ich müßte es doch merken," sagte sie; allein auch sie merkte nicht das Geringste. Im Gegenteil, sie fand Molière liebenswürdiger denn je und war sehr unglücklich, als er kurze Zeit nachher die freche kleine Béjart heiratete. Denn sie hatte eben angefangen, sich ernsthaft in ihn zu verlieben.

Was blieb dem wirklichen Molière, wenn er leben wollte, unter diesen Umständen anderes übrig, als in das väterliche Geschäft zurückzukehren? Er tat es nicht allzu ungern, denn wenn er auch die de Brie und den Ruhm auf diese Weise verlor, so gewann er doch auf der anderen Seite Agnes Lagrange, deren Vater sich

Digitized by Google

nunmehr gegen die Verbindung auch nicht länger sträubte, und dies um so weniger, als Fräulein Lagrange in einer Situation war, in der sie auf eine bessere Partie unmöglich warten konnte. Übrigens war der junge Pocquelin keine schlechte Heirat. Wurde er doch sogar im Jahre 1663, kurz nachdem ihn sein Vater als Teilhaber in die Firma aufgenommen hatte, zum Kammerdiener des Königs ernannt. Es ist dies ein Umstand, der den Molière-Biographen bisher viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Denn wie kann einer den „Tartüff“ schreiben und dabei Kammerdiener des Königs sein? Nun wissen wir, daß es eben der andere war, der den „Tartüff“ schrieb. Übrigens blieb auch Molière nicht Zeit seines Lebens Tapezierer. Kurz nach seiner Ernennung zum Kammerdiener ging er nach Orleans, woselbst er sich mit Hilfe der Verwandten seiner Frau als Tuchmacher niederließ. Die bürgerliche Agnes zog das Provinzleben vor, und auch Molière wandte sich innerlich immer mehr von der Stadt ab, deren ferner Lichterglanz ihn in seiner Jugend gelockt hatte. Er hörte sachte auf, als Molière zu empfinden, und wurde an Agnes' Seite immer mehr Pocquelin.

In Orleans hatte er vom ersten Tage an Erfolg; wie es denn einem tüchtigen Manne, wenn er nur erst einmal auf dem rechten Wege ist, selten an Glück zu fehlen pflegt. Die Tuchmacher nahmen den Schwiegersohn des Herrn Lagrange gerne in ihre Zunft auf, und daß er in seiner Jugend Komödien geschrieben hatte, nahm man ihm kaum noch übel.

Digitized by Google

Mein Gott, wer von uns hat das nicht getan? Auch hütete er sich glücklicherweise, dieses anrüchige Gewerbe als Familienvater fortzusetzen. Hingegen waren seine Witze bei der Kundschaft sehr beliebt, und auch bei gewissen familiären Veranlassungen dichtete er hin und wieder noch ein wenig — unschuldige kleine Schwänke, die seinen Verwandten sehr gefielen: so 1666 den „Gutmütigen Pfarrer" (anläßlich des Dienstjubiläums des Onkels seiner Frau, der eine Pfarre in der Nähe von Orleans hatte) und 1667 den „Menschenfreund", zu Ehren des Bürgermeisters, der zugleich Obmann der Tuchmacherzunft war. Zufälligerweise schrieb der andere, der Pariser Molière, um dieselbe Zeit auch zwei Komödieen, nämlich 1666 den „Tartüff", 1667 den „Misanthrop". Aber es ist nicht bekannt, daß er damit bei seinen Verwandten sonderlichen Beifall gefunden hätte. Allerdings war er auch nicht glücklich verheiratet.

Molière aber war es; die Ehe war von Anfang an gut und wurde dann, wie es bei guten Ehen zu gehen pflegt, mit den Jahren nur immer besser. Agnes war korpulent, gutmütig und beschränkt — sie hatte also alle Eigenschaften, um einen Mann dauernd glücklich zu machen. Auch schenkte sie ihm jedes Jahr ein Kind (oder er ihr, das läßt sich nicht nachweisen), und Molière war ein zärtlicher und gewissenhafter Vater. Er schneuzte seine Rangen, wenn sie schmutzige Nasen hatten, und wenn sie sich etwas zu Schulden kommen ließen, züchtigte er sie immer eigenhändig. Mit einem Wort, es war ein überaus glückliches Familienleben.

Digitized by Google

Zwar zankte er auch mit Agnes hin und wieder, aber nur, wenn sie mit dem Wirtschaftsgeld nicht auslangte, was er gar nicht gern hatte, oder wenn sie sich zu viele Hauben machen ließ, oder aus ähnlichen pekuniären Gründen, wie sie die besten Ehen zeitweilig trüben. Tief gingen diese kleinen Streitigkeiten nie, und wenn ihm Agnes nachher wieder einen gedämpften Rinderbraten machte, den Molière über alles liebte, und ihm die dicke Tunke mit dem schönen Fettrand mit einem ebensolchen Kusse würzte, war alles wieder gut, und er nannte sie „Schatz" oder auf Französisch: trésor. Er war ein ziemlich gutmütiger Mensch, Molière, leicht aufgebracht, aber gar nicht rachsüchtig. In seiner Jugend hatte er ja wohl eine gewisse Neigung zur Satire gehabt, und auch die gute Agnes hatte im Anfang darunter zu leiden. Aber mit den Jahren verlor sich das, und er wurde ganz verträglich. Auch seine hypochondrischen Launen, seine Reizbarkeit und eine gewisse Nervosität, die ihm früher eigen war und die ihn zuweilen recht ungebärdig werden ließ, wenn sein Schwiegervater zwanzigmal denselben Satz wiederholte, verschwanden allmählich unter dem beruhigenden Einfluß dieser sanften und glücklichen Ehe. Nach vier, fünf Jahren bereits war Molière durchaus das, was man in bürgerlichen Kreisen einen „lieben Kerl" nennt. Er ging zu Hause nur noch in Pantoffeln umher, und wenn die Kinder brav waren, durften sie auf ihm reiten.

Um diese Zeit streifte er auch seinen alten Künstlernamen ab und nannte sich nur noch Pocquelin. Er

Digitized by Google

tat dies um so lieber, als jener andere, der Pariser Molière, dem Namen wirklich wenig Ehre machte. Der Unglückliche verdarb es sich der Reihe nach mit den Geistlichen, den Ärzten, den Höflingen, den Frauen — kurz: mit der ganzen guten Gesellschaft. Und auch sonst benahm er sich nicht eben so, daß man als Sohn eines Hoftapezierers und Schwiegersohn des Herrn Lagrange mit ihm verwechselt zu werden hätte wünschen können. Er lebte in einer bekannt schlechten Ehe mit einer ganz unmöglichen Person, die ihm Hörner aufsetzte und die er dennoch lieben mußte, weil ihn ihre Stimme und ihr kapriziöses Wesen bezaubert hielten. So strafte ihn der Ruhm, den er allzu rasch gewonnen hatte. Und dabei war Armande Gresinde nicht einmal hübsch — Madame Pocquelin war eine viel regelmäßigere Schönheit. Aber Molière, der andere nämlich, war ein schwacher Mann, und er war es auch in physischer Beziehung. Es war kein Geheimnis, daß er seit Jahren nur noch von Milch lebte; kopfhängerisch, traurig brachte er seine Tage hin, immer in Gedanken, immer um das Vergnügen der anderen besorgt, deren unstillbare Lachlust er bedienen mußte. Für ihn selbst blieb nicht ein Quentchen Heiterkeit übrig, er lebte einsam und nahm das Leben schwer. Wohl verkehrte er mit ein paar netten Menschen, wie Boileau, La Fontaine und mit dem Weltmann Chapelle; auch war er bei Hofe wohl gelitten, der König fehlte in keiner seiner Premieren. Aber all das konnte ihn sein eheliches Ungemach nicht vergessen lassen. Er wurde immer moroser, und am Ende schrieb

er gar den „Misanthrop“, dieses traurige Lustspiel. Nie würde er es geschrieben haben, wäre er glücklicher verheiratet gewesen.

Im Jahre 1673 starb der arme Teufel an der Auszehrung, und ein merkwürdiger Zufall fügte es, daß in derselben Stunde Jean Baptiste Pocquelin, der in seiner Jugend Molière geheißen hatte, einem Schlagflusse erlag. Er starb — darf man es laut sagen? — nach einem allzu üppigen Diner in den Armen seiner Frau.

Am nächsten Tage wurden sie alle beide beerdigt. Aber während Armande Gresinde die größte Mühe hatte, dem Autor des „Tartüff“ ein christliches Begräbnis zu verschaffen — bekanntlich weigerte sich der Pfarrer von St. Eustache, Molière auf dem Friedhof zu bestatten — hatte der Tuchmacher Pocquelin durchaus dasjenige, was man in Orleans und auch anderwärts eine „schöne Leiche“ nennt. Die Frau, die Kinder, zahlreiche betrübte Verwandte und die ganze Tuchmacherzunft folgten dem Sarge des allseitig beliebten Mannes. Der Bischof selbst segnete ihn ein, und der Bürgermeister von Orleans hielt ihm die Grabrede, in der er ihn den Stolz der Stadt, ja eine Zierde der gesamten französischen Textilbranche nannte.

Am Grabe des anderen Molière wurde geschwiegen; nachts, bei Fackelschein, wurde sein Leichnam eilig verscharrt. Ein mißlauniger Priester machte dabei stumm die Honneurs; ein paar frierende Komödianten standen schandenhalber um die kleine Grube herum, in der eine Welt von Schönheit und Lachen verschwand;

Digitized by Google

und eine blasse, törichte Frau weinte — weinte so mühelos und gesammelt, wie nur die leichtfertigen Frauen weinen. Das war Armande Gresinde, das Schauspielerkind. Sie war nicht ganz unschuldig an dem frühen Tod des großen Mannes, denn sie hatte ihn bei Lebzeiten weidlich gequält und hatte ihn doch — ahnungslos wie die Frauen das Größte vollbringen — vielleicht gerade dadurch, indem sie ihm das faule Glück einer allzu guten Ehe versagte, unter Schmerzen zu einem so hohen Künstler gemacht.

*

Als Friedrich Christian Funk geendet und sich mit einem ironischen Bückling entfernt hatte, blieben seine weiblichen Hörerinnen, auf Ironie nicht eingestellt, noch eine kleine Weile auf ihren Stühlen sitzen. Erst nach einiger Zeit merkten sie, daß der hoffnungsvolle junge Gelehrte sich mit ihrer Wißbegier, die sich immer auch auf die Privatumstände der Dichter erstreckte, einen kleinen akademischen Spaß erlaubt hatte.

Friedrich Christian Funk war damals noch ledig. Ein Jahr später heiratete er die Tochter seines Dekans, dem er die Professur zu danken hatte, und seither hält er nur noch ganz regelmäßige Vorträge im Seminar, die mit dem Geburtsdatum beginnen, mit dem Sterbedatum enden und die im übrigen über den Lebensgang der großen Geister nichts anderes enthalten, als was man ohnehin schon weiß.

Herr Friedrich Christian Funk wird sehr bald ordentlicher Professor werden.

Digitized by Google

Das Wachs des Odysseus

Digitized by Google

Digitized by Google

Schon zu einer Zeit, da er noch jung und unverheiratet war, liebte Odysseus das Reisen. Er machte, als Knabe, kleine Ausflüge in das Innere der Insel Ithaka, später auch nach dem nahegelegenen Festland hinüber, woselbst er bei den seinem Vater befreundeten fürstlichen Familien stets die gastfreieste Aufnahme fand. Doch blieb er nirgends lange, wie dringlich er auch mitunter von schönen Augen zum Bleiben aufgefordert ward. Die Veränderungssucht lag in seinem Wesen, die Untreue war ihm Bedürfnis. Gezwungen, an einem und demselben Orte zu verharren, wurde er sauer wie die Milch im Topfe, wenn sie zu lange ungenossen stehen bleibt. Auf Reisen hingegen war er bezaubernd; liebenswürdig, gesprächig, voll reizender Einfälle und Schelmereien, gewann er im Fluge die Herzen der Menschen, zumal der Frauen. Manch eine streckte dann die Arme aus und versuchte den Eiligen zu halten; den Wandersüchtigen aber trieb es weiter.

Das ging so lange, bis er eines Tages, in Sparta, seine Zukünftige, Penelope, kennen lernte. Da hatten die Lustfahrten plötzlich ein Ende; denn Penelope, die einer Stadt entstammte, in der die jungen Mädchen noch Grundsätze haben, ließ sich zwar genau so von ihm küssen wie andere vorurteilslosere junge Damen der griechischen Gesellschaft, denen er früher begegnet

Digitized by Google

war; als er sie jedoch nachher verlassen wollte, drohte sie, in die nächstbeste Schlucht des Taygetos zu springen. Odysseus sah sich, zum erstenmal in seinem Leben, einem Abgrund gegenüber; er heiratete.

Als Papa Laertes von diesem Handel hörte, sagte er zu seiner Wirtschafterin, einer hübschen sikelischen Witwe, in seiner humoristischen Art: „Armer Odysseus, er hätte noch Zeit gehabt, hineinzuspringen. . . .“ Er wollte mit dieser Bemerkung hauptsächlich die Witwe ärgern; denn die reife Frau machte sich, wie er gar wohl wußte, im geheimen Hoffnungen, daß sich der trotz seiner Jahre noch stattliche Mann langsam an sie gewöhnen und sie schließlich heiraten würde. Indessen Papa Laertes gewöhnte sich wohl, doch heiratete er mit nichten. Er war dreißig Jahre verehelicht gewesen und offenbar der Ansicht, daß dies für ein Menschenleben genug wäre. Seitdem er die Ehe durchquert und beim anderen Ende glücklich wieder herausgefunden hatte, war ihm zu Mute wie einem Wanderer, der um die Abendstunde aufatmend aus einem finsteren Wald tritt. Es ist keine Gefahr, daß er umkehrt und den Weg noch einmal macht.

So dachte Laertes über die Ehe und, nach einiger Zeit, auch Odysseus. Zwar im Anfang ließ sich die noch ungewohnte Verbindung reizend genug an und sah einem Liebesverhältnis zum Verwechseln ähnlich. Die jungen Leute überboten einander an Zärtlichkeit; Penelope nannte ihren Gatten „Odi“, er sie „Lopi“, und obzwar sie den ganzen Tag beisammen steckten, riefen sie einander doch fortwährend beim Namen,

Digitized by Google

nur um sich ihrer wechselseitigen Gegenwart zu versichern. Dann, nach sechs Wochen, fing Odysseus wieder an, auf die Jagd zu gehen. Er war übersättigt von den Süßigkeiten der Liebe, von all diesen Torten, Pasten und Zuckergüssen, die ihm seine Frau ohne Unterlaß bereitete; er sehnte sich nach Schwarzbrot, nach einem Trunk frischen Wassers, und er fand, wonach ihn verlangte, beim Schweinehirten Eumaios, wo der jung verheiratete Ehemann, von einem Jagdausflug heimkehrend, zuweilen die Nacht verbrachte — aus keinem anderen Grunde, als um nicht zu Hause schlafen zu müssen.

Einige Zeit nachher kam Telemach zur Welt, und ein neues Kapitel seiner Ehe begann für Odysseus. Er war mit einem Male die zweite Person im Hause, die erste war der Neugeborne, um den sich alles drehte. Ein Heer von Weibern umtanzte seine Wiege, und alle, die Mutter voran, wetteiferten darin, ihn zu bedienen. Selbstverständlich nährte Penelope selbst, wie alle guten spartanischen Mütter. Telemach befand sich sehr wohl dabei, aber Odysseus hatte plötzlich keine Frau mehr. Sie war entweder bei dem Kinde oder sie sprach von dem Kinde. Sie nährte, oder sie bereitete die Nahrung vor. Odysseus fand das auf die Dauer etwas langweilig. Er berief eine Volksversammlung ein und gab dem Lande ein neues Wahlrecht, nur um sich zu zerstreuen. Aber diese politische Tätigkeit des Thronfolgers beglückte weder ihn noch sein Volk. Da begann er die Insel neuerdings zu durchstreifen und ins Gebirge einzudringen wie ein

Digitized by Google

Forschungsreisender. Leider war das Gebirge nicht hoch und der entfernteste Teil des Eilandes kaum so weit von der Residenz, daß man zur Not zwei Tage ausbleiben konnte. Und wenn Odysseus nach kurzer Abwesenheit wieder heimkehrte, fand er alles, wie er es verlassen hatte. Schon in der Halle hörte er den kleinen Telemach brüllen, Penelope, die kaum bemerkt zu haben schien, daß ihr Gatte verreist war, schwelgte in ihrem Mutterglück, und im ganzen Palaste roch es nach Milch und Windeln.

Um diese Zeit ging die schöne Helena dem blonden Menelaus durch. Das Gerücht drang bis nach Ithaka, gefolgt von einem anderen, daß die verbündeten Staaten Griechenlands Troja aus diesem Anlaß den Krieg erklären würden. Und richtig erschienen bald darauf Agamemnon, Menelaus und Palamedes bei Odysseus, um ihn deputativ aufzufordern, sich an diesem Rache- und Beutezug mit einem entsprechenden Aufgebot zu beteiligen. Odysseus, dem geweissagt worden war, daß er, einmal fort, erst nach zwanzig Jahren wieder heimkehren würde, hüpfte das Herz in der Brust vor Vergnügen. Doch war er klug genug, bevor er sich den drei Herren anschloß, einen kleinen Wahnsinnsanfall zu simulieren, der dartun sollte, wie schwer es ihm fiel, sich von seiner Familie loszureißen. Auf die Könige, die selbst verheiratet waren, machte er damit nicht den geringsten Eindruck; Penelope aber war tief bewegt von einer Verzweiflung, an deren Echtheit sie nicht im mindesten zweifelte. Sie war eine Frau und nicht ohne Selbstbewußtsein; daß der

bloße Gedanke an eine wenn auch nur vorübergehende Trennung von ihr den Mann, den sie liebte, in geistige Umnachtung stürzen müsse, schien ihr selbstverständlich; sie hatte es nicht anders erwartet. Dennoch redete sie ihm, als er wieder zu sich kam, zu, dem Vaterland gegenüber seine Pflicht zu erfüllen. Gefaßt begleitete sie ihn zu den Schiffen; sie küßte ihren Helden zum letztenmal und schwur ihm, an seinem Halse hängend, ewige Treue. Aber der Wind blähte die Segel; Odysseus sprang an Bord, und Penelope, die ihre Kraft denn doch überschätzt hatte, wankte. Ein junger Mann namens Diodor fing die Ohnmächtige in seinen Armen auf. Dieser Diodor wurde dann später ihr erster Liebhaber.

*

Die Menschen sind nicht so heroisch, wie sie sich im Heldengedicht darstellen, aber meist auch nicht so gefühllos, wie sie selber glauben. Odysseus war herzlich gern abgereist; nichtsdestoweniger sehnte er sich in den ersten Wochen, ja Monaten, oft genug nach Penelope zurück. Ihre weißen Arme, ihr blondes, duftendes Haar, dessen goldene Flut, zum Nacken niederströmend, an dieser reizenden Küste eine entzückende Brandung winzig-kleiner Löckchen schlug, erschienen dem jungen Ehemann im Traume. Und auch bei Tag träumte er manchmal, hauchte Küsse in die Luft und versank in eine seinen Kameraden unbegreifliche Schwermut.

Diese Zustände besserten sich nachhaltig erst, als

Digitized by Google

man vor Ilion kampierte. Das Lagerleben stellte große Anforderungen an die Kommandanten höherer Verbände, der Dienst verscheuchte die Träume. Auch wurde dem Odysseus, der die besondere Gunst des Agamemnon genoß, gleich nach dem ersten siegreichen Gefecht aus der reichen Beute, die den Griechen anheimfiel, eine sehr schöne syrische Sklavin zugeteilt. Sie hatte mandelförmige Schmachtaugen, eine elfenbeinweiße Haut und eine prachtvolle Gestalt, über die sich die Soldaten, als sie lässig durchs Lager schritt, in der ungezwungenen Art rauher Kriegsleute höchst anerkennend äußerten. Als sie dem Odysseus vorgeführt ward, schaute sie ihm zunächst längere Zeit starr und unbeweglich ins Gesicht; dann öffneten sich ihre Lippen und sie lächelte ebensolange. Sie hieß Lala und war erst sechzehn Jahre alt.

In der Folgezeit, wenn Odysseus aus der Feldschlacht heimkehrte, war ihm das Zelt aufs lieblichste bereitet. Felle schmückten die Wände, Blumen waren über den Estrich gestreut, in einer kleinen Räucherpfanne brannte aromatisches Holz; hinter dem Vorhang aber, durch den er eintrat, stand ein schönes Weib, stundenlang mit demselben gefügigen Lächeln auf den Augenblick wartend, in dem sie ihm den Harnisch abschnallen durfte. . . . Odysseus fand um diese Zeit, daß der Krieg wirklich nicht so schlimm wäre, wie man im Frieden glaubte, und machte außerdem die heitere Erfahrung, daß sich die wahren Freuden der Häuslichkeit zur Gänze erst dem Strohwitwer erschlössen.

Digitized by Google

Leider wurde ihm Lala nach einiger Zeit von einem trojanischen Oberst geraubt, dem sie in Zukunft mit nicht geringerer Hingebung die Wirtschaft führte; doch traten alsbald andere an ihre Stelle, die ihm das Leben versüßten und verbitterten. Es fehlte dem Odysseus selten an Frauen.

Was seine eigene betraf, so dachte er ihrer mit dem freundlichen Gefühl, mit dem man sich seiner Schulzeit erinnert. Man lächelt wehmütig und ist im Grunde doch froh, daß sie vorbei ist. Auch der Gedanke, daß jetzt andere zur Schule gehen würden, schreckte den abwesenden Ehemann nicht allzu sehr. In den ersten Wochen hatte er wohl ein unbehagliches Gefühl, wenn er an Diodor und die anderen jungen Männer dachte, die, während er selbst im Felde lag, seiner Frau die Kur machten. Aber schon unter Lalas sänftigendem Einfluß verlor sich das Gefühl der Mißgunst, das nur aus der Entbehrung entstanden schien. Geliebt, gönnte er auch Penelopen alle Freuden der Liebe, was bei einem Ehemann vielen etwas zynisch erscheinen mag. Doch darf man nicht vergessen, daß damals, ein Jahrtausend vor Christi Geburt, die Eifersucht noch nicht erfunden war. Sie kam erst in die Welt, als die Liebe anfing eine Sünde zu werden; im homerischen Zeitalter war sie nur Freude und Genuß. Und wenngleich die Männer schon dazumal auf eine gewisse Ausschließlichkeit Wert legten, so war sie doch keineswegs wie später die Vorbedingung ihres Glückes. Treulosigkeit in erotischer Beziehung galt noch nicht als das unverkennbare Stigma eines verabscheuungs-

Digitized by Google

würdigen Charakters, und der Schwur der Treue, den die Liebenden miteinander tauschten, war mehr eine holdselige Redensart, die man beiderseits nicht allzu ernst nahm. Auch der Held Odysseus zweifelte, als ihn Penelope auf der Landungsbrücke in Ithaka ihrer unverbrüchlichen Treue versicherte, keinen Augenblick daran, daß sie ihr Versprechen früher oder später brechen würde. Allein er konnte beim besten Willen hierin nichts Widernatürliches erblicken. Kann ein Rosenstrauch schwören, daß er im nächsten Frühling nicht wieder blühen wolle? Und wenn er schwüre, könnte dieser Umstand auch nur für eine einzige seiner vielen Knospen ein Hindernis bedeuten, sich zu entfalten?

Mit solchen weitherzigen Ansichten wäre Odysseus der richtige Mann für die schöne Helena gewesen; aber die schöne Helena war an den Helden Menelaus verheiratet, den einzigen Mann im damaligen Griechenland, der imstande war, wegen einer kleinen Eheirrung einen so großen Skandal zu machen. Die meisten Frauen, übrigens auch die meisten Männer, kommen in der Ehe an denjenigen Partner, der für ihre natürlichen Fehler das geringste Verständnis besitzt.

Übrigens entsprang so viel Vorurteilslosigkeit bei Odysseus zum Teil auch kluger Berechnung. Er gab frei, weil er selbst frei bleiben wollte, und ließ sich im Geiste willig betrügen, um länger ausbleiben zu dürfen. Was ihn am meisten schreckte, das war das unvermeidliche Familienleben, das sich nach glücklicher Beendigung des trojanischen Krieges auf Ithaka neuer-

Digitized by Google

dings entwickeln würde. Darum verzögerte er auch, als die Feste bereits gefallen war, nach Möglichkeit die Abfahrt. Und als sie sich schließlich nicht länger vermeiden ließ, näherte er sich der Heimat vorsichtig auf Zickzackwegen. Seinen Leuten redete er ein, daß widrige Winde und der Zorn der Götter daran Schuld trügen; in Wahrheit machte er selbst den Wind und war sein eigener Gott. Wie Penelope jede Nacht auftrennte, was sie tagsüber gewoben hatte — nicht, weil sie dem Odysseus treu war, sondern weil sie sich vor Eurylochos, mit dem sie ihn betrogen hatte, fürchtete, wenn sie Antinoos nähme — genau so stellte Odysseus nächtlicherweile die Segel und verringerte dadurch nach Möglichkeit die Tagesleistung. Durch geschicktes Kreuzen gelang es ihm schließlich, an dem Gestade der Kirke zu scheitern, von der ihm ein Freund viel erzählt hatte und die kennen zu lernen er sich dringend wünschte. In einer Reisebeschreibung, die er in späteren Jahren verfaßte, sucht er die Sache zwar so darzustellen, als wäre das ein unberechenbares Unglück gewesen; doch weiß man, wie viel man von derlei offiziellen Memoiren eines Ehemannes zu halten hat. Sein Bericht widerlegt sich selbst; denn wenn die Gefahr wirklich so groß war, die nach seiner Behauptung auf ihn und seine Leute bei der schönen Kirke lauerte, warum verlängerte er sie dann und blieb, nachdem er die abscheuliche Zauberin bereits in den ersten Tagen gebändigt hatte, noch ein volles Jahr bei ihr? Man darf annehmen, daß seine Angst vor dieser Frau, die die Gewohnheit hatte, die Männer in

Digitized by Google

Schweine zu verwandeln, um nichts größer war als das Vergnügen, das ihm ihr Umgang trotz alledem bereitete.

Dieſelben Geſchichten führte er dann bei anderen Nymphen und Halbgöttinnen auf, mit denen ihn ſeine Heimreiſe in eine nicht unerwünſchte Verbindung brachte. Bei einer von ihnen, der ſchöngeſcheitelten Nymphe Kalypſo, verweilte er ſich ſogar volle ſieben Jahre, was für einen Ehemann, der Eile hat, denn doch etwas viel iſt. Und wenn er ſie ſchließlich verließ, ſo geſchah es auch nicht aus Sehnſucht nach der Gattin, wie er der gutmütigen Kalypſo einzureden verſuchte, vielmehr aus Sehnſucht nach anderen Frauen, mit denen er noch nicht ſieben Jahre lang gelebt hatte. Ein richtiger Don Juan, war er treulos noch in der Untreue, und betrog ſeine Geliebte, als ob er mit ihr verheiratet geweſen wäre. Keine Schöne konnte ihn ausfüllen, aber jede wurde ihm gefährlich. Sogar die Sirenen, dieſe liederlichen Weibsbilder, taten es ihm an im Vorbeifahren. Er ließ ſich an den Maſtbaum binden, vorſichtshalber, und verſchloß ſeinen Begleitern mit Wachs die Ohren; aber die eigenen behielt er offen und trank, ein Schlemmer der Liebe, die frechen Liedchen, die die gefälligen Mädchen am Strande ſangen, gierig in ſich hinein. Wirklich, Odyſſeus war kein Mann für die Ehe.

*

Bei alldem war er, im Kriege und auf Reiſen, in Sorgen und Genüſſen, allmählich vierzig Jahre alt

geworden. Die Sonne ſeines Lebens ſtand im Zenit; Mittagsſtille umgab ihn, Mittagsglut erhitzte ſein Blut. Odyſſeus hielt inne und überlegte.

Mehr als die Hälfte ſeines Lebens, zwei Drittel ſeiner Jugend waren vertan, ein ſcheinbar unendlicher Schatz ging zur Neige. Was übrig blieb, wollte bewahrt oder verwendet ſein; zum Vergeuden war es zu wenig, das Wenige zu koſtbar.

In dieſer Stimmung begegnete ihm Nauſikaa, des Phäakenkönigs liebliches Töchterlein. Odyſſeus verliebte ſich auf den erſten Blick in ſie wie in alle hübſchen Frauen und Mädchen, die ihm auf dem gewundenen Lebensweg entgegenkamen. Dennoch ſchien es ihm, als liebte er zum erſtenmal; er fühlte ſich ergriffen und verwandelt.

Zuvörderſt war Nauſikaa ein junges Mädchen; keine erfahrene Zauberin wie Kirke, die den Männerfang gewerbsmäßig betrieb, und keine amouröſe Frau wie Kalypſo, bei der man weder der erſte noch der letzte war. Zudem war ſie gut und mitleidig; ſie ließ den armen Schiffbrüchigen, der ihr, nur mit einem Laubgewinde bekleidet, beim Ballſpiel entgegentrat, von ihren Begleiterinnen reinigen und bekleiden; ſie führte ihn, ohne ſich um das Gerede der Leute zu kümmern, an den Hof ihres Vaters. Kein Zweifel, dieſe Königstochter, die ihre Wäſche ſelber wuſch, hatte in jedem Betracht das Herz am rechten Fleck. Auch war ſie ſchön, wunderſchön, und dieſe Schönheit war erſt ſiebzehn Jahre alt. Sie erinnerte den Odyſſeus trotz

mancher Verschiedenheiten, die zugunsten Nausikaas sprachen, an seine Frau Penelope zur Zeit, als er sie kennen lernte. Aber es schien ihm, als hätte er erst jetzt, nach zwanzig Jahren, das rechte Verständnis für diese Art von Lieblichkeit gewonnen.

Die reizende Nausikaa ließ seine Gefühle nicht unerwidert. Odysseus gefiel ihr, weil er nicht mehr jung, welterfahren und beredt war. Der romantische Zufall, durch den sie seine Bekanntschaft gemacht hatte, seine ausgezeichnete Haltung, die sich auch in dieser etwas peinlichen Situation nicht verleugnete, sein weitgereistes Lächeln und die Suada, mit der er im Gespräche auf sie eindrang: All das machte Eindruck auf sie und führte eine rasche Annäherung herbei, die auch den aufmerksamen Eltern kein Geheimnis blieb. Während das junge Mädchen, an den Türpfosten gelehnt, den Erzählungen des interessanten Fremdlings lauschte, überlegten die Alten, wie sie ihn auf gute Art, ohne die Pflichten der Gastfreundschaft zu verletzen, über die Grenze befördern könnten. Und sie kamen als erfahrene Leute zu der Erkenntnis, daß äußerste Höflichkeit in diesem Falle das einzig richtige wäre. Indem sie sich also über seine Irrfahrten ungemein gerührt stellten, erklärten sie sich allsogleich bereit, sie schleunigst zu beenden. Sie ließen ein Schiff ausrüsten, das den armen Dulder auf ihre Kosten in seine lang entbehrte Heimat bringen sollte. Der arme Dulder war wütend; er hatte nicht für Nausikaas Eltern, sondern für Nausikaa erzählt; sie wollte er rühren, sie gewinnen. Während er ihre Einbildungskraft beschäftigt hielt,

Digitized by Google

hoffte er, nach einer bewährten Methode, ihr kleines unbewachtes Herz zu fangen. Und schon sah er es in seinen Netzen. Das dankbare Lächeln, mit dem sie die Darstellung seiner Abenteuer begleitete, die unverhehlte Eifersucht, die sich in ihrem reinen, der Verstellung unfähigen Gesichte bei Schilderung des Hauses der Kalypso und seiner reizenden Inwohnerin zeigte, der tiefe Blick vor allem, mit dem sie, als alles glücklich vorbei war, sich aufatmend vom Türpfosten lösend, den Roman seines Lebens schloß und besiegelte, ließen ihn für die Fortsetzung dieses Romans das Allerbeste hoffen. Was lag nicht alles in diesem einen, innigen, von einer anmutigen Träne halbverschleierten Mädchenblick; eine ganze Saat von Liebe war darin enthalten, die der erfahrene Landwirt Odysseus bereits aufgehen, reifen, die Speicher seines Herzens füllen sah. Da ging die Großmut des Königs wie ein Hagelschauer darauf nieder. Odysseus bekam ein wohlausgerüstetes Schiff, jetzt, da er sich, zum erstenmal in seinem Leben, keines wünschte. Und er mußte sich dafür noch bedanken. Der Zorn, den man artig für Ergriffenheit hielt, verschlug ihm beim Abschied die Rede.

Unterwegs hoffte er auf einen Seesturm, der das Schiff zur Umkehr hätte zwingen können. Aber das Wetter blieb strahlend heiter. Da erkannte Odysseus seinen unversöhnlichen Gegner Poseidon; vor Verdruß stellte er sich schlafend, ließ sich auch schlafend ans Land schaffen, um auf diese Weise, ein vielgewandter Mann auch in wirtschaftlichen Fragen, zu-

Digitized by Google

mindeſt das Trinkgeld für die unerwünſchte Überfahrt zu ſparen.

*

So ſtand denn Odyſſeus eines ſchönen Tages ganz gegen ſeine Abſicht wieder auf dem Boden ſeiner Heimat. Zwanzig Jahre war er abweſend geweſen, hatte ſchöne Reiſen gemacht, hatte Kriege geführt und Erfahrungen geſammelt, hatte Zauberinnen geküßt und das Lager von Göttinnen geteilt, und hatte ſich ſchließlich — o wunderbarſtes der Wunder — in ein junges Mädchen verliebt, nicht abgeneigt ſogar, es zu heiraten. Ein Bräutigam im Lande der Phäaken, ein Hochzeiter ſeiner Gemütsverfaſſung nach, ſah er ſich plötzlich, vierundzwanzig Stunden ſpäter, am unwirtlichen Strand von Ithaka als Gatten und als Vater wieder. Beides war er vor zwanzig Jahren geweſen; er fühlte ſich zu jung, um es noch einmal zu werden.

Es darf nicht verhehlt werden: Odyſſeus freute ſich leider nicht im mindeſten darauf, ſeine Frau Penelope wiederzuſehen. Vielleicht hätte er ſich vor achtzehn, vor fünfzehn, vor zwölf Jahren mit dieſer Tatſache befreunden können. Aber jetzt, nach zwei Jahrzehnten? Er konnte ſich deutlich vorſtellen, wie die einſtmals ſchöne Penelope jetzt ausſehen mochte; er war nicht neugierig.

Ein anderes iſt es, mit einer Frau, deren Jugend einem gehört hat, langſam alt zu werden, ein anderes, eine Frau, deren Frühling für andere geblüht hat, alt wiederzuſehen. Das iſt unter allen Umſtänden kein

Vergnügen, und am allerwenigſten, wenn man mit ihr verheiratet war.

Was aber den Telemach betraf, ſo kannte er ihn nicht und konnte ihn ſchon aus dieſem Grunde nicht lieben. Der Säugling, den er verlaſſen hatte, ſah jetzt wohl ſo aus wie andere junge Männer in ſeinem Alter. Vergeblich ſuchte Odyſſeus, ſich ihn genauer vorzuſtellen; er fand nur allgemeine Züge für das Bild, dem er infolgedeſſen auch nur eine ganz allgemeine Sympathie entgegenzubringen vermochte, wie er ſie für jeden gleichaltrigen Jüngling empfand, der ſein Sohn hätte ſein können — wenn er es nicht wirklich war.

In derlei Gedanken ſchritt Odyſſeus zwiſchen den zackigen Klippen des Heimatſtrandes mißmutig und unſchlüſſig hin und her, bis ihn am Ende der Hunger zwang, ſich mit der Wirklichkeit auseinanderzuſetzen. Er ſuchte in den Taſchen ſeines Leibrocks nach einem Reſt von Nahrung, fand aber nur ein paar Stückchen Wachs, die ihn an ſein Abenteuer mit den Sirenen erinnerten. Leider kann man von Erinnerungen und Wachs nicht leben; alſo ſteckte er die Stückchen, nachdem er ſie wehmütig lächelnd eine Zeitlang betrachtet hatte, mit einem Seufzer wieder ein und machte ſich auf den Weg zu Eumaios.

Beim Schweinehirten angelangt, mußte er ſich zu erkennen geben, da ihn die Wachhunde ſonſt zerriſſen hätten. Er tat es ungern und bereute es auf der Stelle. Denn kaum hatte er die Zweifel, die der alte Mann in ſeine Identität ſetzte, beſeitigt, als dieſer

Digitized by Google

auch schon in die Knie brach und unter Freudentränen eine Heldentat von ihm verlangte. Das Schlimme war nur, daß er ihn beim besten Willen nicht enttäuschen konnte, da er, einmal auf der Insel angelangt und ohne die Möglichkeit einer Rückkehr, im Grunde keine andere Wahl hatte, als die Freier zu töten oder sich von ihnen umbringen zu lassen. Er entschied sich für die erste dieser beiden Möglichkeiten als die bequemere und minder schreckhafte; er war heldenmütig, weil er zu feig war, zu sterben.

Übrigens machte ihm die Geschichte, als er sie erst in Gang gebracht, auch ein rechtes Vergnügen. Seine alte Raufluſt erwachte und ließ ihn das gefährliche Spiel mit den Freiern bis ans Ende treiben. Als sie dann sämtlich tot am Boden lagen, wollte er sich schleunigst wieder aus dem Palast entfernen. Aber die Ausgänge waren auf seinen Befehl verrammelt worden; und aus der einzigen Tür, die offen geblieben, trat ihm mit einem bezaubernden Lächeln Penelope entgegen. Es war vollkommen unmöglich, ihr zu entrinnen.

„Odi!“ rief sie mit ihrer infolge von Fettablagerung im Kehlkopf kreischend gewordenen Stimme durch den weiten Saal. Und mit gerafftem Kleide zwischen den Leichen ihrer Verehrer anmutig hinschreitend, brachte sie sich dem Heimkehrenden dar wie ein Geschenk.

Odysseus sah sich von seinem Sohne beobachtet, von der Dienerschaft umstellt. Er öffnete gefaßt die Arme, um Penelope gleich darauf mit der Gebärde eines Verschmachtenden ans Herz zu ziehen. Und angesichts

Digitized by Google

dieſer rührenden Familienſzene blieb natürlich kein Auge trocken. Penelope weinte, die Dienſtleute weinten, auch Odyſſeus fuhr ſich, der Form halber, ein paarmal über die Augen; nur der lange Bengel Telemach unterdrückte mit Mühe ein Lächeln. Reſpektlos, wie die Jugend iſt, kam es ihm unſäglich komiſch vor, daß ſeine dicke Mutter und der fremde Herr einander umarmten. Seiner beſcheidenen Anſicht nach waren die beiden wirklich nicht mehr in einem Alter, in dem das Verliebtſein den Menſchen anſteht.

Mittlerweile hatte ſich Odyſſeus über den Mund der Königin gebeugt. Er ſchmeckte ſüß, aber nicht in dem Sinne, in dem es die Dichter meinen, ſondern von Lippenſalbe. Auch ſonſt hatte ſie, während ihre Liebhaber unten im Saale einzeln verröchelten, vor ihrem Spiegel nach Kräften und nicht ohne Erfolg an der Auffriſchung ihrer Schönheit gearbeitet. Ihre Augenbrauen waren ganz ſchmal und lang, an den Ausläufern hakenförmig emporgekrümmt; ſie waren viel dunkler als in ihrer Jugend, das Haar bei weitem blonder und üppiger; ein ganzer Schwall törichter, ſtrohgelber Löckchen ſtürzte ſich ihr vom Scheitel herunter in die von einem feinen Faltennetz überhauchte, im übrigen aber milchweiße Stirn. Überhaupt hatte ſie, was Farben anbelangt, während des trojaniſchen Krieges und in der Folgezeit ſtark zugenommen. Ihre Wangen waren jetzt viel röter und wechſelten auch die Farbe nicht mehr wie in ihrer Jugend; der Mund war karmin; die Naſenlöcher roſarot wie bei einem Kaninchen; und ihr Hals war ſogar zwei-

Digitized by Google

farbig: Nach oben alabasterweiß, wurde er nach unten zitronengelb; es war geradezu ein Naturspiel.

Penelope war um diese Zeit dreiundvierzig Jahre alt. Sie wollte wie achtundzwanzig aussehen und sah aus wie dreiundfünfzig. Glücklicherweise blieb das ihr selbst ein Geheimnis. Sie hielt sich nach wie vor für die schönste Frau nicht nur in Ithaka, sondern in ganz Griechenland, und erblickte in dem Umstand, daß der Trojanische Krieg nicht ihretwegen, sondern wegen der Helena ausgebrochen war, eine der empörendsten Ungerechtigkeiten der Weltgeschichte. Den zurückgekehrten Gatten bemitleidete sie, nicht wegen der ausgestandenen Leiden und Strapazen, sondern weil der Unglückliche ihren Anblick so lange hatte entbehren müssen. Und in ihre Freude, ihn wiederzuhaben, mischte sich, ihr selber kaum verständlich, ein schmerzhafter Neid; denn sie hielt das Glück, das ihn jetzt erwartete, für so groß, daß sie es ihm beinahe nicht gönnte. . . .

Odysseus machte zunächst gute Miene zum bösen Spiel. Er saß bei seiner Gattin im Frauengemach, dessen Luft die verschiedenen Ingredienzien ihrer Schönheit mit einem schalen Duft erfüllten, und hörte ihr geduldig zu, während sie mit großer Wichtigkeit die Skandalchronik zum besten gab und den kleinlichen Klatsch von Ithaka geschäftig vor ihm ausbreitete. Er war lange fort gewesen, und in seiner Abwesenheit hatten sich, wie sich nun herausstellte, die wichtigsten Dinge zugetragen. Eurymedons ließen sich scheiden, nachdem sie bereits die längste Zeit nicht gut mit-

einander gelebt hatten; die Söhne des Antilochos waren ausnahmslos von Menander, und Frau Ariste erzog ihre Töchter leider genau so schlecht, wie sie selbst erzogen war. Sechzehnjährig hatten sie bereits Rendezvous im Walde, schminkten sich und hatten Liebhaber wie die verheirateten Frauen. Eine von ihnen, Chloe, kam unlängst gar in einem geschlitzten Kleid zu Hofe. „Das ist nämlich das Neueste," sagte Penelope, nicht ohne merkbare Bitterkeit, „daß man aufgeschlitzte Kleider trägt." Die Mode kam aus Korinth, und Penelope verurteilte sie, da sie dicke Beine hatte.

Nachdem sie solcherart ihr Herz ausgeschüttet hatte, kam Penelope am dritten Tag auch auf den Trojanischen Krieg zu reden. „Ach richtig, Odi!" sagte sie in einem Augenblick, als der Faden des Gesprächs zu reißen drohte: „Ihr habt ja Ilion erobert. Wie war es? — Ist es wahr, daß die Trojanerinnen sich die Zähne mit Hennah färben?" — „Färbten," erwiderte Odysseus mit absichtlicher Betonung: „Wir haben sie sämtlich umgebracht."

„T . . . T . . . T . . ." sagte, träumerisch den Kopf wiegend, Penelope. Sie biß den Faden, den sie zum Nähen benötigte, mit den Zähnen durch und fügte nach einer Weile hinzu:

„Immerhin — ich begreife es nicht!"

„Was, mein Kind?"

„Wie man sich die Zähne färben kann."

Odysseus erhob sich:

„Ich gehe jetzt zu meinem Vater Laertes," sagte er mit Fassung.

Penelope zog einen Schnabel. „Wie häßlich von dir, Odi," ließ sie sich vernehmen: „Jetzt, wo wir eben angefangen haben, über Politik zu reden . . ."

„Wir werden ein andermal über Politik reden," sagte der sanfte Odysseus, und schritt, aufatmend, zur Türe.

Aber schon hatte Penelope die Taktik ihrer Koketterie geändert. Wie ein Vöglein zwitschernd, rief sie dem Enteilenden nach: „Ich komm dir nach, Odi . . . Ich komm dir nach, Odi . . ."

Odysseus blieb an der Tür stehen. Er wälzte die Augen nach aufwärts wie der an den Felsen geschmiedete Prometheus. Das achtzehnjährige Gehabe des vierzigjährigen Weibes, das wie ein Sonnenuntergang aussah und wie eine Salbenkiste roch, ging ihm nachgerade auf die Nerven. Er wollte sich Luft machen und suchte nach Worten.

„Was hast du, Odi?" fragte sie mit der entzückenden Naivetät eines Kindes.

Da griff Odysseus nach der Klinke. „Bitte, nenn' mich in Zukunft Odysseus," sagte er, alles in den einen Satz pressend. Und draußen war er.

„Er ist eifersüchtig," dachte Penelope.

*

Unterdessen stieg Odysseus den steinigen Pfad zum Landgut seines Vaters hinan. Die Besitzung lag ein wenig abseits von der Stadt auf einer grasgrünen

Digitized by Google

Höhe, aber gerade dieſe Abgeſchiedenheit gefiel dem Alten, der die Menſchen haßte und die Natur liebte. Der Sohn fand ihn, wie er eben, mit einem derben Schurz bekleidet, den alten Kopf von einem breitrandigen, zerriſſenen Baſthut überſchattet, daran war, ein Obſtbäumchen im Garten auszuſetzen. Er hatte Erde aufgeworfen, ein friſcher Duft entſtieg dem herbſtlichen Boden; und Odyſſeus hatte zum erſtenmal, ſeitdem er Ithaka betreten, das Gefühl, zu Hauſe zu ſein.

„Was machſt du?“ fragte der Alte, nachdem er ſeine erdigen Hände an dem Schurz gereinigt hatte. Er ſetzte ſich neben den Sohn und ſchaute, Feierabend machend, von ſeinem hochgelegenen Sitz in die Landſchaft.

„Ich bin verheiratet,“ lautete die mißgelaunte Antwort.

Papa Laertes, der ein Humoriſt war, machte ein munteres Geſicht.

„Seit drei Tagen . . .“ ſagte er und fügte hinzu: „Ich hätte dein Glück immerhin auf ein bis zwei Wochen geſchätzt . . .“

Odyſſeus ſchwieg. Er blickte über die baumige Ebene zum Meer hinunter, in das ein olivenfarbenes Vorgebirge, beiderſeits vorſpringend, wie mit zwei Armen, ohne es halten zu können, zärtlich hinausgriff. Und er dachte an Kirke, an Kalypſo, an ſeine ganze liederliche Jugend, die dem Meere und den Frauen gehört hatte. Jetzt war er heimgekehrt von ſeinen vielen Reiſen, war Ehemann, war Familienvater und würde es bis an

Digitized by Google

sein Lebensende bleiben. Seine Miene verdüsterte sich zusehends.

Laertes mußte die Richtung seiner Gedanken erraten haben; denn ernster werdend redete er also weiter:

„Du bist verheiratet. . . . Nun, ich bin es nicht. Wo ist der Unterschied, mein Sohn?"

„Erlaube," sagte Odysseus, „du hast doch nicht . . . ?"

Der alte Mann hob seine welke Hand: „Gott behüte!" sagte er: „Nein, das nicht! Aber im übrigen . . . Glaubst du, daß meine sikelische Witwe — es ist leider noch immer dieselbe — in diesen zwanzig Jahren jünger und schöner geworden ist? Auch sanfter ist sie nicht geworden. Im Gegenteil, je mehr Zähne sie verlor, desto bissiger wurde sie. Unter uns: Ich mußte sie in mein Testament aufnehmen. Sie hat meinen alten Magen so lange mißhandelt, bis ich nachgab. Auch die Besitzung gehört bereits ihr. . . . Was hätte ich tun sollen, mein Sohn? Ich bin ein alter Mann und stehe ganz allein. Sie hat mich isoliert, von der Welt abgeschnitten. Ich bin ihr Gefangener. . . ." Laertes dämpfte seine Stimme und neigte sich näher an das Ohr des Sohnes: „Unter uns — das ist die einzige Zeit, wo sie mich allein läßt. . . . Aber du kannst sicher sein, die Sonne wird noch nicht zu zwei Dritteln hinter dem Vorgebirge verschwunden sein, so wird sie mich im Garten suchen und rufen: ‚Laertes . . . Laertes' . . .!" Und der alte Mann krähte nach Art eines alten Weibes.

„Und warum kommst du, wenn sie dich ruft?" fragte Odysseus.

Der Greis zuckte die Schultern: „Warum gehst du nicht weg von Ithaka?“

Ja, warum?

Odysseus legte sich stumm dieselbe Frage vor und wußte keine Antwort. Traurig schaute er den alten Laertes von der Seite an, mitleidig nickend; das Mitleid, das er für ihn empfand, galt auch ihm selbst, Odysseus. Denn jenes Gegenwart war seine Zukunft.

Aber der Abend war zu schön, zu rein, um sich in Traurigkeit zu verlieren. Hinter dem goldenen Laubwerk der durchsichtig gewordenen Bäume des Gartens schimmerte ein rosenroter Himmel; das Meer glänzte und schillerte wie flüssiges Kupfer; und die kleine Stadt an seinem Ufer lag da wie ein aufgeschütteter Haufen Asche, in der die ersten Lichter wie Funken glühten.

Odysseus trat vor und schaute, die Augen beschattend, ins Weite. Er blickte in der Richtung, aus der er gekommen, ins Phäakenland hinüber. Und er dachte, während er mit Blicken ein rosiges Wölkchen verfolgte, das sich eben ganz nah dem Wasserdunkel ins Nichts auflöste, an jene jüngste und lieblichste Episode seines Lebens. „Nausikaa!“ tönte es flötengleich in seine Erinnerung.

„Odysseus!“ kam es gleichzeitig, aber viel weniger zart von unten aus dem Garten herauf. Und gleich darauf kreischte jemand aus der entgegengesetzten Richtung: „Laertes!“ Indessen, der alte Mann rührte sich nicht.

Da nahm sich der Sohn ein Beispiel. Er verhielt

Digitized by Google

sich vollkommen ruhig, trotz des wiederkehrenden Rufes seiner Gattin, deren Stimme, je ungeduldiger sie wurde, desto unfreundlicher klang. Jetzt trompetete sie bereits wie ein Pfau. Es war wirklich nicht zum Anhören, und Odysseus, der durchaus nicht antworten wollte, fand ein anderes Auskunftsmittel. Aus den Taschen seines Chiton jene paar vergessenen Wachsstückchen hervorholend, die ihm von dem Abenteuer mit den Sirenen geblieben waren, verklebte er sich damit beide Ohren. Heiter genoß er hierauf die Neige des schönen Tages; er sah gemächlich zu, wie der lichte Abend verglomm und die Nacht in veilchenblauen Schleiern heraufkam.

„Es ist doch gut, wenn man in seiner Jugend mit Sirenen zu tun gehabt hat," sagte er, die Wachspfropfen entfernend, zu seinem Vater, der ihn schmunzelnd beobachtete.

Drei Tage später kam der alte Herr zu Hofe, was er seit Jahren nicht mehr getan. Er ging gebückt, an einen Stab geklammert, aber mit rüstigen Schritten. Seine sikelische Witwe trug ihm in einem Korb die Geschenke nach, die er der Familie seines Sohnes brachte: Erlesenes Tafelobst für Penelope, ein verziertes Jagdmesser für den jungen Telemach und für den Odysseus eine Tafel Wachs.

„Was soll's damit?" fragte der zurückgekehrte Ehemann.

„Wenn dir dein Vorrat ausgeht," versetzte zwinkernd der Alte.

„Ach so!" Odysseus verstand, lächelte. Laertes lachte

behaglich und fuhr fort: „Für die Ledigen den Honig — für die Verheirateten das Wachs. Die Bienen sorgen für alle.“

„Und wie ist das bei dir, Papa?“ fragte Odysseus, erfreut, den alten Schalk bei so guter Laune zu sehen.

Da machte Laertes eine Muschel aus seiner rechten Hand, hielt sie an den Mund und sprach, scheinbar vertraulich, aber doch laut genug, daß die sikelische Witwe es hören konnte, in das Ohr des Sohnes:

„Ich brauche kein Wachs mehr. — Ich bin schwerhörig.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Herr von Goethe und der Hund

Digitized by Google

Mehr als fünfundzwanzig Jahre schon leitete der Geheimrat Herr von Goethe das Weimarer Hoftheater zur Zufriedenheit seines Fürsten und zu Ehren der ganzen Nation, als jenes Ränkespiel gegen ihn zu wirken begann, von dem jedes Kind in Weimar wußte, daß es die feinen weißen Hände der Jagemann geknüpft hatten. Denn diese reizende Schauspielerin, eines der beliebtesten Mitglieder der Hofbühne und zugleich die Herzensfreundin des Großherzogs, war seit langem mit Herrn von Goethe verfeindet.

Ihre Abneigung gegen den großen Mann reichte weit zurück und entsprang, wie dies beim Theater fast immer der Fall ist, der trüben Quelle gekränkter Eitelkeit. Irgendeine Rollenzuteilung mochte daran Schuld tragen und zur ersten Ursache einer später wachsenden Entfremdung geworden sein. Übrigens hatte es Herr von Goethe nicht eben leicht in diesem Punkte, und Frau von Heygendorf, wie die Jagemann hieß, seitdem sie in Anerkennung ihrer Verdienste vom Großherzog in den Adelsstand erhoben worden war, verschärfte ihm seine ohnehin dornige Aufgabe nach Kräften. Denn teilte ihr Goethe die Hauptrolle in einem neuen Stücke, wie zum Beispiel seiner ‚Natürlichen Tochter' zu, so trug sie es ihm nach, daß die Rolle nicht besser war und daß er ihr nicht lieber eine solche in einem der dankbaren, erfolgsicheren Kotzebue-

Digitized by Google

und Iffland-Stücke zugewiesen hatte. Überging er sie aber, wie etwa bei der Besetzung von ‚Tankred', wo er die ihr nach ihrem Range zukommende Amenaide von einem Fräulein Caspers spielen ließ, so war bei der Jagemann natürlich erst recht Feuer im Dach. Wer war diese Demoiselle Caspers, die Frau von Heygendorf im vertrauten Zirkel nie anders als ‚Kasperl' nannte, und mit welchem Recht maßte sich diese Person eine Amenaide an? Zum Unglück für Goethe wußte kein Mensch in Weimar auf diese Frage eine befriedigende Antwort, auch das Publikum der ersten Aufführung nicht, so daß der Herr Direktor sich gezwungen sah, sein Unrecht, einem noch jüngeren Mitglied eine Rolle zugewiesen zu haben, schleunigst wieder gutzumachen, indem er die Jagemann hinterher ersuchen ließ, die Armenaide nun doch zu übernehmen. Damit aber hatte er ein für allemal bei ihr verspielt; denn eine Schauspielerin kann einem Direktor alles verzeihen, nur eines vergißt sie ihm nie, unter keinen Umständen: Wenn sie recht behalten hat.

Zu dieser ursprünglichen, weit zurückreichenden Gereiztheit kam dann mit den Jahren ein anderes, entzweiendes Moment, und das war der Gesang der Jagemann. Frau von Heygendorf war nämlich klug genug, einzusehen, daß sie es als Schauspielerin vermöge des ihr verliehenen Talentes ja doch nicht höher bringen konnte, als bis zu dem auch anderen zugänglichen Rang einer geschickten und beliebten Theaterdame, weshalb ihr immer wacher Ehrgeiz nach einem anderen Ausweg zu suchen begann. Sie fand ihn

Digitized by Google

ſchließlich in der Entwicklung ihres Geſangtalentes, deſſen Ausübung auch ſonſt zu ihrem Primadonnencharakter beſſer paßte. Erfolge begünſtigten ſie, und da der Geſang einer bildhübſchen Frau zu den liebenswürdigſten Äußerungen künſtleriſcher Begabung gehört, ſo machte es niemandem in Weimar beſondere Schwierigkeiten, der Geliebten des Großherzogs bei paſſenden Gelegenheiten zu verſichern, daß ſie eine bezaubernde Stimme beſäße. Die ſchöne Favoritin war daran am Ende derart gewöhnt, daß ſie jeden haßte, der ihr bei einem auch noch ſo flüchtigen Beiſammenſein dieſen ſchuldigen Tribut länger als zwei Minuten lang vorenthielt. Herr von Goethe aber ſtattete ihn ihr überhaupt nicht ab. Wenn ſie die Donna Anna ſang oder eine andere große Rolle, ſo ſaß der Herr Geheimrat wohl hin und wieder einen halben Akt lang in ſeiner Parterreloge und ſchaute ihr, während ſie ihre Koloraturen ſpringen und ihre Triller laufen ließ, freundlich zu wie einem ſpielenden Kind. Allein er ſagte ihr nie, daß ſie eine bezaubernde Stimme und ein unvergleichliches Talent hätte, wie er ihr denn überhaupt niemals Komplimente machte. Sogar nach dem ‚Taſſo‘, den ſie langweilig fand, und der ſich, ihrer feſten Überzeugung nach, nur hielt, weil ſie die Eleonore ſpielte, zollte er ihr für dieſe hervorragende Leiſtung nicht die ihr zukommende Anerkennung, ſondern fertigte ſie mit einem froſtigen Pauſchallob ab, das ebenſo ihr wie den andern galt. Er kam nach der Aufführung auf die Bühne und redete die Schauſpieler erfreut mit den Worten an:

Digitized by Google

„Nun sind wir da angekommen, wohin ich euch haben wollte; Natur und Kunst sind jetzt auf das engste miteinander verbunden.“ Aber was ging diese Verbindung die Jagemann an? Sie dürstete nach einer persönlichen Schmeichelei, und er, der Gewaltige, ließ sie strafbar dürsten.

Es ist klar, daß Herr von Goethe durch dieses Benehmen gegen die gefeierte Sängerin seinem eigenen Ruhm am meisten im Lichte stand. Denn die Meinung bei Hofe wurde durch die Jagemann bestimmt, deren eigene Meinung wiederum von dem ihr gespendeten oder vorenthaltenen Lob abhängig war. Sie sang; und nach der Art, wie ihre Mitmenschen zu diesem ihrem Gesang Stellung nahmen, beurteilte sie diese: lobte man sie, so hatte man Talent, wer es unterließ, der hatte keines, und wenn er wer immer gewesen wäre. Die Jagemann war unbestechlich.

Nun war Herr von Goethe allerdings Herr von Goethe. Er hatte in seiner Jugend den ‚Werther‘ geschrieben, und obwohl er ihr nie ein freundliches Wort über ihre Stimme gesagt hatte, stand Frau von Heygendorf nicht an, zuzugeben, daß dieses Buch auf junge Menschen unter Umständen ganz anziehend wirken könne. Was aber, pflegte sie beim Kaffee ihre Getreuen zu fragen, was hatte er seither gemacht? Ein paar hübsche Gedichte, nun ja, ein paar mehr oder minder verunglückte Theaterstücke, die sich mit den Kotzebueschen in keiner Weise vergleichen ließen, und zwei recht langweilige Romane. Das war so ziemlich alles, wenn man von dem Faust-Fragment

Digitized by Google

abſah, auf deſſen Fertigſtellung ſeine Verehrer ſo große Hoffnungen ſetzten. Die Jagemann war anderer Meinung und: „Laßt mich aus mit dem Fauſt!“ pflegte ſie zu ſagen. Zwar ließ ſie den literariſchen Wert des erſten Teiles, den ſie nie geleſen hatte, an Tagen, an denen ſie gut bei Stimme war, großmütig gelten. Was aber ſeine Bedeutung für die Bühne betraf, ſo berief ſie ſich bloß auf jenen Theaterzettel, der während des Wiener Kongreſſes in äſthetiſchen Kreiſen von ſich reden machte und den ein Wiener Kollege in einem Briefe erſt jüngſt erwähnt hatte. „Am ſoundſovielten“, hieß es da: „zum erſten Male: ‚Fauſt‘.“ „Aber nicht von Goethe,“ hatte der vorſichtige Direktor hinzufügen laſſen: „von Klingemann“ — in der Abſicht doch jedenfalls, damit das Publikum ſtärker anzulocken. War dies nicht der beſte Beweis, daß das Publikum den Goetheſchen ‚Fauſt‘ nicht leiden mochte? An das Publikum aber glaubte die Jagemann. Es applaudierte ihr, und darum beugte ſie ſich, als ein Liebling, vor ſeiner Majeſtät.

All das nun hatte im Lauf der Jahre eine Spannung zwiſchen Goethe und ſeiner ſchönen Gegnerin herbeigeführt, die, ſeit langem vorbereitet, ſich im Winter 1817 dramatiſch entlud. Es ging um nicht mehr und nicht weniger als um die Direktion, aus der ſie den Geheimrat zu entfernen wünſchte, um ſie dem Kammerſänger Strohmeyer, den man in Weimar den „Strohochs“ nannte, zu verſchaffen. Strohmeyer war, als Baſſiſt, eine der ihrigen kongeniale Begabung und außerdem von ihr abhängig, da ſie ſeinerzeit ſeine

Digitized by Google

Ernennung zum Kammersänger beim Großherzog durchgesetzt hatte. Dadurch gewann sie zugleich ein Ausfallstor gegen Herrn von Goethe, denn als Kammersänger war Strohmeyer den Anordnungen der Direktion entzogen und dem Hofmarschall, Graf Edeling, mit dem sie sich ausgezeichnet verstand, unmittelbar unterstellt. Übrigens bedeutete auch die Schaffung des Hofmarschallamtes einen Schritt auf ihrem Wege, dem die Beförderung Goethes zum Intendanten unmittelbar gefolgt war. Man entfernte ihn damit auf eine schmeichelhafte Art von den Geschäften der Direktion, die sein Sohn, ohne die zu ihrer Führung unerläßliche Autorität, dem Namen nach übernahm. Schließlich trug dann die Jagemann auch noch Sorge dafür, daß der alte Genast, Goethes Faktotum in der Regie, zum Rücktritt bewogen wurde. Nun war der Geheimrat wie ein alter Baum von allen Seiten frei gemacht; man konnte in aller Ruhe daran gehen, ihn zu fällen.

Frau von Heygendorf hatte Übung in diesen Dingen, und es hatten schon Größere daran glauben müssen. So erzählte man sich bei Hofe, daß die Erbprinzessin Marie, die, als Schwiegertochter des Großherzogs, ihre Gegnerin war, einmal, auf einem Gang durch den Schloßgarten, an einer Gruppe alter Bäume besonderes Gefallen gefunden und ausgesprochen hatte. Wenige Tage nachher wurden die Bäume umgeschlagen. Ja, die böse Welt behauptete sogar, daß die Jagemann mit ihrem Holz einen ganzen Winter lang ihren Salon heizte.

Digitized by Google

Auf ähnliche Art gedachte sie jetzt mit Herrn von Goethe zu verfahren. Sie suchte nur noch einen passenden Stiel zu der seit langem sorglich geschliffenen Axt, die sie an ihn legen wollte, und sie fand ihn eines Tages in dem Unternehmen des Schauspielers Karsten, das die letzte Ursache von Goethes Rücktritt wurde.

Dieser Karsten war ein höchst mittelmäßiger Schauspieler, der zusammen mit einem wohlabgerichteten Pudel damals, vor hundert Jahren, einen Winter lang das deutsche Theater beherrschte. Das Stück, das dazu Vorwand bot, ‚Der Hund von Aubry', war, ein französisches Machwerk, derart berühmt, daß der große Devrient darin die Hauptrolle, den von dem Hund verfolgten Bösewicht, darstellte. Aber den Erfolg entschied nicht er, sondern der Hund.

Und darum beschloß die Jagemann jetzt, diesen Hund auf Herrn von Goethe loszulassen.

*

Als sie sich tags darauf beim Großherzog melden ließ, schwante diesem sofort ein neuer Konflikt mit der Direktion. Er fragte sie daher entgegenkommend, ob sie sich vielleicht über den neu ernannten Intendanten zu beklagen wünschte. Aber damit bewies Seine Hoheit nur neuerdings, daß ein Mann die Frau, die er am meisten liebt, gewöhnlich am allerwenigsten kennt. Denn in der Natur der Jagemann lag es keineswegs, sich über jemand, über den sie sich zu beklagen hatte, zu beklagen.

Im Gegenteil begann sie Herrn von Goethe um-

Digitized by Google

eingeschränkt zu loben, wie sie es fast immer t
wenn sie jemand zu ruinieren wünschte. Er war d
beste, gütigste, aufmerksamste aller Theaterdirektore
Und das war um so bewunderungswürdiger, als
ja gar keine Zeit fürs Theater hatte.

„Keine Zeit?“ fragte etwas unwillig der Gro
herzog.

„Nun ja,“ entgegnete mit einem himmlischen Lächel
die Jagemann: „Er dichtet doch immer, der H
Geheimrat, darum kommt er ja auch so selten auf d
Probe ... Aber was tut's, dafür schreibt er d
‚Faust‘, das ist auch etwas ...“ und da der Gro
herzog zustimmend nickte, begann sie sofort vom ‚Faust‘
zu schwärmen, den sie nie gelesen hatte. „Welch ein
Werk,“ sagte sie: „welch ein Geschenk für das Theater!
Ist es doch unlängst erst in Wien aufgeführt worden
und hat dort einen bei weitem größeren Erfolg ge
habt als bei uns der ‚Egmont‘ ...“

„Übrigens nein!“ unterbrach sich die Sängerin an
dieser Stelle: „Jetzt hab' ich mich versprochen, das
war ja der ‚Faust‘ von Klingemann, der den Wienern
so gefallen hat ...“

Und nach dieser tatsächlichen Berichtigung begann
sie sofort erfrischt von ihrem Hunde zu reden.

Das müsse, nach allem, was sie über ihn gelesen
habe, der fabelhafteste Hund sein, der jemals gebellt
habe, und darum hätte sie, die Tierliebe Sereniſſim
kennend, sofort beschlossen, Seine Hoheit auf ihn auf
merksam zu machen. Wenn der Großherzog ihn z
sehen wünschten, so brauchten Höchstdieselben nur nac

Digitized by Google

Leipzig hinüberzufahren, wo, dank der Rührigkeit der dortigen Direktion, der ‚Hund von Aubry' jetzt Abend für Abend ausverkaufte Häuser machte. Oder wünschte Seine Hoheit zu warten, bis er nach Erfurt käme? Dorthin käme er natürlich auch.

„Leipzig? Erfurt?" fragte ziemlich ungehalten der Großherzog: „Warum denn nicht auch nach Weimar?"

„Nach Weimar?"

Die Jagemann verstand ihn augenscheinlich gar nicht.

„Nun ja, natürlich!" sagte der Großherzog: „Wir haben doch unser eigenes Theater."

Jetzt erst begriff Frau von Heygendorf, und unverhohlenes Entsetzen malte sich in ihren gemalten Zügen.

Beschwörend hob sie ihre rundliche weiße Hand und rief:

„In Weimar? Oh! Das würde Herr von Goethe nie und nimmer erlauben."

„Erlauben?!" donnerte Sereniſſimus, und seine Augen schoſſen Blitze; denn bei aller Freundschaft für Goethe, in gewiſſen Dingen verstand er keinen Scherz, was die Jagemann auch wußte. Darum sagte sie vermittelnd:

„Es wäre denn, daß Hoheit das Auftreten des Hundes ausdrücklich befehlen."

„Eh bien!"

„Aber auch in dieſem Falle", fuhr die liebenswürdige Sängerin fort, „möchte ich raten, daß Hoheit Herrn von Goethe nicht direktement darum angehen,

sondern lieber durch den Grafen Edeling, der in solchen Dingen äußerst geschickt ist, höchstdero Wunsch . . ."

Was um jeden Preis vermieden werden mußte und auch vermieden wurde, war, daß die beiden Jugendfreunde zusammenkamen; es wäre in diesem Falle dem Geheimrat nur allzu leicht geworden, den Großherzog umzustimmen. Beim Grafen Edeling versuchte dies Goethe nicht einmal, so gering dachte er von den Fähigkeiten dieses Kavaliers, dessen Anwesenheit in allen Sitzungen er seit Jahren geflissentlich übersah. Er weigerte sich einfach, unter Berufung auf das Statut, den Hund auf dem von ihm geleiteten Theater auftreten zu lassen. Das aber konnte sich wieder der Großherzog in seinem Hause nicht bieten lassen. Er befahl das Gastspiel an, die erste Hundeprobe wurde anberaumt, und Goethe zog sich zürnend in seinen Schmollwinkel nach Jena zurück.

Als die Jagemann davon erfuhr, sang sie eine volle Viertelstunde lang do re mi fa sol, um ihrem inneren Jubel auf eine einwandfreie und auch für die Stimme nützliche Art Luft zu machen.

*

Goethe war nach Jena gegangen unter dem dienstlichen Vorwand, die dortige Bibliothek einzurichten. Doch unterbrach er sich in dieser kaum begonnenen Tätigkeit wieder, als ihn am nächsten Tage ein heftiges Handbillett des Großherzogs erreichte. ‚Aus den Mir zugegangenen Äußerungen', schrieb der Fürst dem Dichterfürsten: ‚habe Ich die Überzeugung gewonnen,

Digitized by Google

daß der Herr Geheimrat von Goethe wünscht, seiner Funktionen als Intendant enthoben zu sein, welches Ich hiermit genehmige. . . .'

Also haben die Hunde bei Hof doch gesiegt, dachte Herr von Goethe und steckte das ungnädige Billett ein, um, auf einem Spaziergang, die Antwort zu konzipieren. Sie sollte sich, wie man zu sagen pflegt, gewaschen haben und in einer ihres Urhebers würdigen Form erfließen. Denn obwohl zunächst nur persönlich betroffen, durch die Art der ihm zuteil gewordenen Entlassung, fühlte Goethe sofort, daß dies mehr als ein Einzelfall, daß hier vielmehr eine gewisse Gesetzmäßigkeit walte, und daß es in der Lage, in die ihn das Schicksal in seinem neunundsechzigsten Jahre gebracht hatte, seine Aufgabe sei, die Würde des Genius im Kampf mit der Gemeinheit der Welt zu verbriefen.

Aber während er, solches erwägend, durch das frühlingshelle Gelände gravitätisch hinschritt, sah er plötzlich in einem grün überhauchten Acker einen schwarzen Pudel auftauchen, der hier in einer Furche gelegen haben mochte. Ahnungslos erstaunt heftete das ziemlich verwahrlost aussehende Tier seinen schwarzen Blick auf den erlauchten Wanderer.

Herr von Goethe sah es zunächst nur, ohne es zu sehen. Aber nach einer Weile bemerkte er, daß ihm der Pudel in einer angemessenen Entfernung mit gesenktem Kopfe folge.

Goethe, dem es mit zunehmendem Alter immer häufiger widerfuhr, daß ihn das Leben an seine eigenen Dichtungen erinnerte, mußte flüchtig an Fausts Spazier-

Digitized by Google

gang vor dem Tore denken. Auch dort spielte ein schwarzer Pudel eine Rolle, der sich dem einsamen Spaziergänger anschloß. Und obwohl diese Wiederholung natürlich nur auf Zufall beruhte, so empfand der große Dichter doch eine Art Befriedigung darüber, daß derlei auch in der Wirklichkeit vorkam.

Übrigens maß er dem Pudel, gleichgültig, ob es ein verzauberter oder nur ein verlaufener Hund sein mochte, keine große Wichtigkeit bei und kehrte in Gedanken zu seinem Brief zurück. Ein gerechter Zorn durchflammte sein Inneres und machte das kostbare Erz seiner Gedanken feuerflüssig, so daß es schmiegsam jede von ihm gewollte Form annahm. War er doch keineswegs so sanft und exzellenzhaft gemessen, wie ihn seine Biographen später darzustellen pflegten, sondern ein innerlich rasender Mensch mit mühsam gebändigter Oberfläche. Wie die Erde selbst war er: ein Feuerkern, dessen festgewordene Hülle nach außen hin alle Schönheiten der Schöpfung offenbarte.

Aber das Handbillett des Großherzogs hatte einen Krater zu der lodernden Mitte aufgerissen, und ein gewaltiger Ausbruch stand bevor. Die Sätze des Briefes, die sich in Goethes vom Schnee des Alters bedeckten Feuerkopf wie unter dem Diktat eines Gottes aneinanderreihten, hatten einen Rhythmus, der an Michel Angelos flammende Auseinandersetzungen mit dem Papst, an Luthers zürnende Grobheit erinnerte. Dieselbe prachtvolle Glut, dieselbe Entrüstung über die ewige Ungerechtigkeit der Welt bestimmten ihre Form und ihren Inhalt.

Jedoch mitten durch einen derartigen Satz sprang plötzlich der verlaufene Pudel. Er hatte Goethe mit ein paar Galoppsprüngen seitlich überholt und näherte sich ihm freundlich wedelnd von vorne.

„Weg da!“ sagte Goethe erzürnt und dachte weiter.

Der Pudel zog den Schwanz ein, verlor sich halb kriechend im Straßengraben; Goethes Brief näherte sich seinem Schluß.

Als er endlich so weit war, verspürte der gewaltige Mann Hunger. Er war über eine Stunde gewandert, sehr rasch und rüstig, weil der Gang seiner Sätze seinen eigenen bestimmte, und empfand das Verlangen nach einer kleinen Rast. Also nahm er in einer in der Nähe befindlichen Wirtschaft Platz, wo er auch sonst auf seinen Spaziergängen einzukehren und bei Wurst und Käse ein halbes Stündchen zu verweilen pflegte.

Auf Anraten der Wirtin, die es sich nicht nehmen ließ, den Herrn Geheimrat persönlich zu bedienen, bestellte er sich eine von den frischen Blutwürsten, die eben erst fertig geworden waren, und setzte sich, während die Wurst bereitet wurde, an einen sonnenbeschienenen Tisch im Gasthausgarten. Hier wollte er eben, sein Taschenbuch hervorziehend und vor sich hinlegend, einige den Brief betreffende Notizen machen, als er eine eigentümliche Wärme seine Stiefel durchdringen fühlte. Es war der Hund, der, plötzlich unter dem Tische liegend, zutunlich wedelnd an seinen Schuhen leckte.

Der Olympier reichte ihm herablassend ein Stück Brot, das der Pudel heißhungrig verschlang. Jedoch

Digitized by Google

weit entfernt, daraufhin seine Bemühungen einzustellen, schien der Hund ganz im Gegenteil Wert darauf zu legen, eine Beziehung fortzusetzen, von der er sich noch größeren Vorteil versprach. Er kroch unter dem Tisch hervor, ließ sich mit einer gewissen Freiheit vor Goethes Bank auf sein Hinterteil nieder und legte bettelnd eine seiner schmutzigen Vorderpfoten auf den Tischrand, derart, daß sie wie ein Briefbeschwerer auf den Blättern des Notizbuches zu liegen kam.

Herr von Goethe steckte kopfschüttelnd die Bleifeder ein, und da nun eben die Wirtin, mit einer reinen Schürze angetan, den Teller mit der Wurst in Händen, aus der Tür des Wirtshauses trat, stand er auf und ging ihr entgegen, um sie zu veranlassen, das ekle Tier aus dem Garten fortzuschaffen. Aber auch der Hund war aufgestanden und sprang an der Wirtin empor, worin diese, eitel wie Frauen sind, eine Huldigung zu erblicken glaubte, während es ihm nur um die Wurst zu tun war. Kaum hatte er diese erhascht, als er sich, das leckere Gericht im Maule, mit eingezogenem Schwanze in großen Sprüngen nach dem Walde verlor.

Die Wirtin schaute dem diebischen Köter mit Entsetzen nach und begann, den leeren Teller in der Hand, vor Zorn zu weinen. Herr von Goethe aber mußte unwillkürlich lachen, und sowie er gelacht hatte, verflog sein Zorn. Wahrhaftig, dachte er heiter, dem Hunde nachblickend: es geht in Jena nicht anders zu als in Weimar und in einem Theater, wie in einem

Digitized by Google

Gasthaus. Soll man sich über eine abhanden gekommene Blutwurst wie jene Wirtin aufregen? Mag sie dem Pudel munden!

Er klappte sein Taschenbuch zu und ließ sich statt einer Wurst ein Stück Käse reichen, das er mit etwas Salz und viel Philosophie verzehrte. Nachher freute er sich, auf dem Heimweg, des himmlisch schönen Frühlingsabends, der einen rosenfarbenen Schleier über die neubegrünten Fluren breitete.

An den Großherzog schrieb er erst am nächsten Morgen, doch nicht mehr zornig und entrüstet, sondern artig, wohlerzogen und mit jener heiteren Würde, die ihm eigen war. Ohne Trübung der persönlichen Beziehungen legte er die ihm seit langem lästige Direktion nieder. Mit den Hunden aber verhielt er sich trotzdem, und wann immer er eines solchen in der Nähe des Theaters, das er nie mehr betrat, ansichtig ward, grüßte er ihn zuerst, indem er sich dabei die Verse aus dem ‚Westöstlichen Diwan' leise lächelnd vorsagte:

Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage!

Digitized by Google

Dubois und der Kaiſer

Digitized by Google

Der Dichter Dubois war ein Zeitgenoſſe des Kaiſers Napoleon, in jener etwas einſeitigen Art allerdings, in der es der größere Teil der damaligen Menſchheit war; denn Napoleon wußte zwar nichts von Dubois, der aber um ſo mehr von Napoleon. Er kannte ihn von Angeſicht, er kannte ſein Leben und Wirken, und er hatte ſeine Entwicklung von Anfang an mit Intereſſe verfolgt, wenn er auch natürlich nicht mit allem, was der Kaiſer tat, einverſtanden war, ja manchen ſeiner Schritte geradezu mißbilligte. Im großen ganzen aber kann man doch ſagen, daß Dubois eher ein Anhänger Napoleons war, beſonders, ſolange es dem Kaiſer gut ging, und jedenfalls beſchäftigte er ſich in Gedanken viel mit deſſen Perſönlichkeit und ließ den begabten Mann nie gänzlich aus den Augen. Der aber, wie geſagt, kannte den Dichter Dubois, der wegen allgemeiner Muskelſchwäche militäruntauglich war und, völlig unberühmt, irgendwo im Pariſer Hallenviertel wohnte, ſo gut wie gar nicht. Ein einziges Mal hatten ſie miteinander einen Gruß getauſcht, das war damals, da der Kaiſer nach der Schlacht bei Auſterlitz an der Spitze der ſiegreichen Armee im Triumph durch die Straßen von Paris ritt und alle Welt wie betrunken „Vive l'empereur!“ rief. Dubois ſchrie aus Leibeskräften mit, und der Kaiſer

Digitized by Google

mußte ſeine Stimme aus der Menge herausgehört haben, denn er wandte ihm ſein ehernes Profil zu und ſchaute ihn im Vorüberreiten einen Augenblick lang an, mit jenem fürchterlichen Ernſt, der ihm eigentümlich war. Dennoch entdeckte Dubois eine Spur von Wohlwollen, ja von Anerkennung in dem kaiſerlichen Blick. Später allerdings, als er ſich umwandte, bemerkte der Dichter eine junge Frau, die dicht hinter ihm ſtand, und die beim Herannahen des Zuges die Arme ſo lebhaft in die Luft geworfen und ſo heftig ihr „Vive l'empereur!“ gerufen hatte, daß ihr beim Schreien eine Naht geplatzt war. Die ganze linke Schulter und ein Teil ihres ſehr weißen Oberarmes waren ſichtbar, und vergebens bemühte ſie ſich, den im Winde hin und her wehenden Lappen mit der Hand feſtzuhalten. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß der Blick des Kaiſers über Dubois' Achſel hinweg nach dieſem liebenswürdigen Adjuſtierungsmangel geſpäht hatte; aber, fragte ſich der Dichter, warum dann das Wohlwollen? Er war ein ſtarker Pſychologe und las in Menſchenſeelen wie im Homer. So kam er, auf dem Wege einer logiſchen Erwägung, zu dem Ergebniſſe, daß der Kaiſer doch ihn gemeint haben müſſe, woraus er dann des weiteren ſchloß, daß ihm jenes Gedicht, mit dem er den Sieg von Auſterlitz in einer obſkuren Pariſer Zeitſchrift begrüßt hatte, und das ‚Der Aar' betitelt war, nicht unbekannt geblieben ſein konnte. Darüber aber freute ſich Dubois; denn, wie geſagt, er hatte den Kaiſer gern.

Und hiezu hatte er, abgeſehen von jener natürlichen

Digitized by Google

Sympathie, die alle Großen miteinander verbindet, auch noch ſeine ganz beſondern Gründe, die ſozuſagen mehr perſönlicher Natur waren. Die Entwicklung Napoleons als eines öffentlichen Charakters fiel nämlich zeitlich mit derjenigen des Dubois gewiſſermaßen zuſammen, und obwohl ſie ſo verſchiedene Wege gingen, ſo trafen ſie ſich doch immer wieder auf den Höhepunkten des Ruhmes. Beiläufig um dieſelbe Zeit, als Napoleon den erſten italieniſchen Feldzug führte, ſchrieb Dubois ſein erſtes Trauerſpiel, das von der erſten Bühne Frankreichs, dem Theater Français, im Manuſkript zurückgewieſen wurde. Etwas ſpäter heiratete er, genau wie Napoleon, und Sophie war gleichfalls eine Witwe, und ſie betrog ihn nicht anders, als ob er ein großer Feldherr oder ſiegreicher General geweſen wäre. Glücklicherweiſe verarmte Dubois um dieſelbe Zeit, ſo daß er ſeine Frau viel leichter und raſcher los wurde, als der Kaiſer die ſeinige. Seither wohnte der Dichter in einer Manſarde, ganz allein, und ſein Talent erſtarkte. Zuweilen, wenn er aus ſeinem Bodenfenſter hinaus die Erde ſo tief und den Himmel ſo nah ſah, kam er ſich vor wie ein Adler, der in den Wolken kreiſt. Er hielt dieſen glücklichen Vergleich feſt, und als Napoleon bei Auſterlitz ſiegte, verwendete er ihn zugunſten des Kaiſers. Jenes Gedicht ‚Der Aar‘ entſtand, und auch das war ein Auſterlitz in ſeiner Art. Es war das erſte, was von Dubois gedruckt wurde, und wer es las, war davon überwältigt.

Nach dieſem erſten Wurf trat dann allerdings eine längere Stockung in Dubois' Produktion ein, und er

Digitized by Google

schuf nichts, was sich mit der preußischen Kampagne des Kaisers irgendwie hätte vergleichen lassen. Um die Wahrheit zu gestehen, Dubois' Dichtergenie hatte einen kleinen Fehler: es fiel ihm nämlich nichts ein. Viele werden daraus den übelwollenden Schluß ziehen, daß er überhaupt kein Dichter war, aber dies hieße das wahre Wesen der Dichtkunst bösartig verkennen. Es gehört durchaus nicht zu den essentiellen Qualitäten eines Dichters, daß ihm etwas einfällt, sondern, wenn ihm etwas einfällt, so ist dies ein großes Glück für die Menschheit, wie es umgekehrt ein Unglück ist, wenn ihm nichts einfällt. Aber ein Dichter bleibt er trotzdem, gleichwie ein katholischer Priester ein Priester bleibt, auch wenn er nicht die Messe liest. Und dies war die Meinung aller Guten auch schon zur Zeit des Empire. Schon damals gab es Dichter, denen etwas einfiel, und andere, denen nichts einfiel und die nichtsdestoweniger gottbegnadete Dichter waren; von späteren Zeitläuften ganz zu schweigen, wo es ganze derartige Dichterschulen gab, deren einzelne Mitglieder nichts anderes miteinander gemein hatten, als daß ihnen nichts einfiel. Wodurch allein aber diese Schulen sehr berühmt wurden. . . .

Auch Dubois schwankte nach jenem ersten Poem jahrelang, eh' er die Feder zu einem neuen Feldzug ansetzte. Dann aber geschah es in einer Weise, die jenem ersten Versuch durchaus kongenial war. Dubois beschloß nämlich, nachdem er Napoleon verherrlicht hatte, auch andere Mitglieder der kaiserlichen Familie zu besingen. Das lag sozusagen in der natürlichen

Digitized by Google

Richtung ſeines Talents, und er brauchte die Saiten ſeiner Harfe nicht einmal neu zu ſtimmen. Ein Zufall führte ihn übrigens auf dieſen Weg. Seine Tante Eulalie Lafont wurde nämlich Kammerfrau bei der Fürſtin Pauline Borgheſe, der Schweſter Napoleons, als dieſe, der Hofhaltung in Turin müde, für einige Zeit nach Paris überſiedelte. Tante Eulalie erzählte ihrem Neffen von der Schönheit ihrer Herrin, die ſie aus der nächſten Nähe kannte und an der ſie täglich mitarbeitete. Dubois aber war ein Dichter; und ſo entſtand, ihm ſelber unbewußt, aus den Erzählungen einer Tante ein Gedicht, das aus dem flutenden Geſchwätz hervorſtieg wie die göttliche Aphrodite aus dem Schaum der Meereswellen. Zweifelsohne wäre es nie geſchrieben worden, wenn Dubois keine Tante gehabt hätte und dieſe Tante keine Kammerfrau geweſen wäre. Indeſſen iſt es nicht das erſtemal, daß ein Meiſterwerk derartigen lächerlichen Zuſammenhängen ſeinen Urſprung verdankt hätte.

Und ‚Die Taube' war ein Meiſterwerk; Dubois ſelbſt war davon durchdrungen. In bezug auf die Form ein würdiges Seitenſtück zum ‚Aar', überragte das neue Gedicht das frühere noch an Adel der Geſinnung. Denn Dubois predigte darin geradezu den Frieden. Er verglich die Fürſtin Borgheſe zunächſt rein körperlich mit einer Taube; ihre Schultern waren wie die Flügel einer weißen Taube, auch hatte ſie einen Taubenhals, ein Taubengemüt. Von hier ausgehend und den Vergleich ſeiner, wie er fand, ihm eigentümlichen Manier gemäß pſychologiſch ver-

Digitized by Google

allgemeinernd und vertiefend, kam Dubois in überraschender Weise auf den Frieden: Pauline, die Taube, sollte Frankreichs Friedenstaube werden, indem sie auf ihren Bruder, den Aar, einen sänftigenden Einfluß übte. Diese wahrhaft originelle Wendung fiel dem Dichter erst beim Schreiben ein; nichtsdestoweniger war er davon tief gerührt, um nicht zu sagen ergriffen. Denn ihm kam das nicht anders vor, als daß er mit diesen acht Zeilen, die den Schluß seines Gedichtes ausmachten, Frankreich den Frieden geschenkt habe, und er fühlte sich genau wie Napoleon nach einer gewonnenen Schlacht.

Er schrieb die Verse sorglich ab und gab sie seiner Tante, die wegen der vielen glücklichen Reime, die sie zierten, großes Gefallen daran fand. Tante Eulalie hatte übrigens ihre besonderen Absichten mit dem Gedicht. Ihr Neffe lebte, wie so viele große Dichter, in den allererbärmlichsten Verhältnissen und, wie so viele gute Tanten, war sie gezwungen, ihn zu unterstützen. Er lag ihr, wie man zu sagen pflegt, in der Tasche. Darum beschloß sie, daß er Karriere machen müsse; denn sie hatte Familiensinn. Ihre Stellung bei der Fürstin Borgheſe aber war eine solche, daß sie sich wohl zutrauen durfte, einen Dichter zu begünstigen. Sie half der schönen Prinzessin täglich beim Anziehen und hatte schon mehr als einmal das Glück gehabt, ihr das Hemd reichen zu dürfen. Auf diese Weise kommt man den Großen nahe, besonders wenn sie weiblichen Geschlechtes sind und einen schönen Körper haben, wie dies bei Pauline Borgheſe nach

Digitized by Google

dem übereinstimmenden Zeugnis vieler ihrer Zeitgenossen der Fall gewesen sein soll.

Als daher Eulalie wieder einmal beim Anziehen vor ihrer Herrin kniete und den alabasternen Fuß der Prinzessin mit der schnippisch emporgekrümmten großen Zehe eben nach Gebühr bewundert hatte, hielt sie die Situation für reif, um von ihrem Neffen zu reden. Sie zog eine Pergamentrolle aus dem umfangreichen Busen, die nicht anders gebunden war und aussah, wie der Neujahrswunsch eines artigen Kindes, und bat die hohe Frau mit einem stummen Blick, das Papier zu überfliegen. Diese, gut gelaunt, gab ihrem Wunsche nach, und während nun die Kammerfrau unten fortfuhr, die Prinzessin zu bekleiden, schaute diese oben in das dargereichte Gedicht, in dem sie alsbald ihren Namen entdeckt hatte, wohlwollend hinein als in einen Spiegel. Den Sinn der Verse, wenn anders sie einen hatten, erfaßte sie freilich nicht, aber ein gelungenes Reimpaar ‚Pauline — divine' fesselte ihre Aufmerksamkeit auf lange. Und so groß ist die Macht der Sprache über das menschliche Gemüt, wenn sie ein berufener Dichter handhabt, daß dieser einzige Reim hinreichte, nicht nur, um Dubois' Dichterruhm, sondern auch um seinen überraschenden Aufstieg zu begründen. Denn kaum hatte die Prinzessin ihre Lektüre beendigt, als sie auch schon ihre Kammerfrau aufs freundlichste fragte, wer denn eigentlich der Verfasser dieser hübschen Verse wäre. „Mein Neffe, Hoheit," erwiderte diese bescheiden, und indem sie sich beeilte, das Strumpfband etwas fester anzuziehen, fügte sie

Digitized by Google

hinzu: „Meiner Treu, Hoheit haben das schönste Bein, das eine Frau jemals besessen hat. . . . Alabaster möchte man sagen. . . .“ Sie strich den Strumpf zärtlich glatt und fuhr dann fort: „Er hat Eure Hoheit ein einziges Mal gesehen — vor zwei Jahren, als Höchstdieselbe nach der Hochzeit in die Tuilerien fuhren. . . . Der arme Junge, er kann es nicht vergessen. . . .“

Die Prinzessin besah ihr Bein im Spiegel; es gefiel ihr. Sie fragte gütig:

„Was ist Ihr Neffe?“

„Was mein Neffe —?“ erwiderte Eulalie Lafont nicht ohne merkbaren Kummer: „Ach du mein Gott, ein Hungerleider ist er!“ und mit einer deutlichen Abneigung gegen die Literatur fügte sie hinzu: „Aber ich hab' es ihm ja immer gesagt, er soll dieses alberne Handwerk aufgeben und lieber irgendeine kleine Stellung annehmen. . . . Es gibt solche Stellungen. Aber freilich!“ seufzte sie: „Dazu gehört Protektion!“ Sie sprach diese letzten Worte eher traurig, setzte jedoch sofort fröhlich hinzu: „Bitte, Hoheit, treten Sie mit Ihren kleinen Füßen da hinein.“ Und sie hielt der Prinzessin die Schuhe hin.

Pauline Borghese trat lächelnd in die zurecht gerückten Schuhe. Sie stand jetzt aufrecht vor dem hohen eirunden Spiegel. Ihr mattgoldener Körper war ganz in den Schnee der Wäsche gehüllt, nur da und dort blitzte noch etwas golden durch. Auch die Frisur war nahezu vollendet, launisch ringelten sich ein paar schwarze Löckchen in die niedere, aber göttlich weiße und glatte Stirn, wie Fragezeichen nach dem Satze:

‚Liebst du mich?‘, den die Augen sprachen — eine rhetorische Frage übrigens, die noch niemand mit ‚Nein‘ beantwortet hatte.

Die Prinzessin betrachtete sich lange. Sie machte ihr Gesicht eines trotzigen Pagen, mit dem sie gewöhnlich aufzustehen pflegte, und war, wie immer, wenn sie trotzig aussah, sehr mit sich zufrieden. Sie war an diesem Morgen wirklich ganz besonders schön, und infolgedessen tat ihr die Kammerfrau und unbekannterweise auch deren Neffe leid. Der Mund im Spiegel öffnete sich und die Prinzessin fragte gütig: „Wo hält sich Ihr Herr Neffe gegenwärtig auf?“

„In Ihrem Vorzimmer, Hoheit,“ entgegnete Eulalie Lafont, so rasch als sie nur irgend konnte; denn man muß die Mächtigen festhalten, wenn sie uns den Griff anbieten.

Das Spiegelbild schien etwas überrascht davon. Aber es verlor dadurch nichts von seiner Schönheit. Im Gegenteil, jetzt lächelte es sogar, und dieses Lächeln kleidete sie so entzückend, daß Pauline Borgheſe beschloß, an diesem Morgen gut zu sein. Sie wandte sich um, und indem sie den silberweißen Seidenschlafrock aus den Händen ihrer Kammerfrau entgegennahm, sagte sie gütig und ob ihrer Güte selbst errötend: „Er soll eintreten!“; und wie eine zitternde silberne Woge glitt das Kleid an ihr herunter.

Zwei Minuten später stand der Dichter Dubois vor des Kaisers Schwester. Er wartete seit acht Tagen im Vorraum, und so hatte er Zeit gehabt, seine Haltung vorzubereiten. Er war denn auch vollkommen mit

Digitized by Google

sich einig und wußte genau, was er tun und sagen würde: Mit dem Hut im Arm würde er eintreten und zunächst eine tiefe Verbeugung vollziehen; dann aber, wenn die Prinzessin anfangen würde, von seinem Gedicht zu sprechen — da er ein Dichter war, konnte er sich den Beginn der Unterredung anders gar nicht vorstellen — würde er ihr freimütig seine Ideen, den Frieden betreffend, entwickeln, auf die Gefahr hin, daß sie es ihrem kaiserlichen Bruder zurückerzählen würde. Denn bei aller Anerkennung, ja Verehrung für die Talente des Kaisers hatte Dubois doch in gewissen Punkten seine eigene Ansicht, und er machte kein Hehl daraus, wenn er allein war. Er war ein Charakter.

Indessen, wie es so geht, es kam dennoch anders. Zunächst ließ er schon beim Eintreten vor Verlegenheit den Hut fallen, und nunmehr wußte er nicht, ob er diesen zuerst aufheben oder sich vorerst verbeugen solle, als er plötzlich auf den genialen Gedanken kam, diese beiden Tempi miteinander zu vereinigen. Er verbeugte sich also und fischte dabei gleichzeitig, und da er nicht hinzusehen wagte, aufs Geratewohl mit zwei Fingern seiner linken Hand nach dem entflohenen Hute. Das sah sehr komisch aus und versetzte die Prinzessin in die heiterste Stimmung. Auch bemerkte sie, als der Kopf des Dichters nach langem Suchen glühend rot wieder aus der Unterwelt emportauchte, daß er blaue Augen hatte.

„Aber er hat ja blaue Augen!“ rief sie freudig überrascht.

Digitized by Google

Allerdings, er hatte blaue Augen. Er war arm und talentlos, aber er hatte blaue Augen. Und das war sein Glück. Denn die Prinzessin Borghese hatte eine literarische Vergangenheit; ihr erster Liebhaber, der Journalist Freron, hatte blaue Augen gehabt, und darum, weil sie eine Frau war, identifizierte sie hinfort diese beiden Begriffe: Literatur und blaue Augen. Dubois hatte sie; er machte Verse, er hatte Talent. Pauline Borghese beschloß, sein Glück zu begründen. Sie war ein Kind und, wie alle Kinder, liebte sie es, zu beglücken.

„Wollen Sie eine Empfehlung an Fouché?" fragte sie den glücklichen Besitzer der blauen Augen eifrig, einer plötzlichen Eingebung folgend. Sie hatte sich nämlich von ungefähr erinnert, daß sich Fouché erst unlängst in seiner scherzhaften Art über die Prinzessin Borghese bei ihr beklagt hatte, die einzige Frau bei Hofe, die, wie er sagte, zu seinem Verdruß noch nie eine Gefälligkeit von ihm verlangt hätte. Und sofort setzte sie sich an ihren Schreibtisch, ohne Dubois' Antwort auf ihre Frage abzuwarten, die übrigens auch nur eine rhetorische war; denn es gab damals wohl nicht einen Mann in Frankreich, den Kaiser etwa ausgenommen, der eine Empfehlung an Fouché verschmäht haben würde. Auch Dubois sagte nicht ‚Nein!' Aber er sagte auch nicht Ja, sondern schwieg geflissentlich, während die Prinzessin schrieb. Dann, als sie fertig war, nahm er das Schreiben aus ihrer Hand, indem er sich gleichzeitig mit Haltung, aber nicht ohne eine Spur von Empfindlichkeit vor ihr

Digitized by Google

verbeugte. Er verübelte es ihr nämlich, daß sie mit ihm kein Wort über sein Gedicht gesprochen hatte; dies in einem Augenblick, wo sie, aus einer generösen Laune heraus, das Glück seines Lebens begründete. Aber so sind Dichter.

Schweigend, wie er gekommen war, ging er wieder hinaus, ohne bei dieser denkwürdigen Begegnung mit der Fürstin Borgheſe auch nur ein einziges Wort gesprochen zu haben. Nichtsdestoweniger klatschte diese vergnügt in die Hände, wie Kinder tun, wenn ihnen ein Streich gelungen. Und Eulalie schaute ihrem Neffen nach, stolz und zärtlich, weil er so viel Talent für die Literatur hatte.

*

Als ein Bittsteller war Dubois im Vorzimmer der Fürstin Borgheſe gestanden; als ein Besucher trat er bei Fouché auf. Er begehrte Seine Exzellenz zu sprechen, und als man ihm erwiderte, Seine Exzellenz wäre im Konseil und würde vor Abend nicht zurück sein, zeigte er gelassen seine Empfehlung vor. Man nahm sie ihm höflich ab und versprach, ihn zu verständigen.

Das war ein Vorgang, der sich im Palast des Herzogs von Otranto täglich hundertmal abspielte. Die Empfehlungen und Briefe kamen allesamt in einen Korb, den man dem Minister abends auf den Schreibtisch stellte. Heimkehrend, öffnete er ein paar von den Briefen, oder aber, wenn er hiezu zu müde war, so warf er sie doch wenigstens auf den Rücken, um flüchtig die Siegel zu prüfen.

Digitized by Google

So tat Fouché auch heute, an diesem Tage, der über Dubois' Schicksal entschied, und bei dieser Gelegenheit entdeckte er das kaiserliche Siegel. Er spitzte seinen pfiffigen Mund, erbrach den Brief, las ihn mit hochgezogenen Brauen durch und gab auf der Stelle Auftrag, die Staatskarosse und vier berittene Gendarmen am nächsten Morgen zum Ausfahren bereitzuhalten.

Fouché betrog damals bereits den Kaiser, indem er hinter seinem Rücken mit den Engländern verhandelte; er hatte daher alle Ursache, ihn sich zu verpflichten. Auch war er Weltmann genug, um zu wissen, daß man sich einen Mann am sichersten verpflichtet, wenn man einer Frau, die er liebt, eine Gefälligkeit erweist. Und Napoleon liebte Pauline, seine kleine Schwester, in deren liederlichem kleinen Salon er sich von den Sorgen des Empire erholte. . . . So darf sich niemand wundern, daß Fouché am nächsten Morgen beim Einsteigen seinem Kutscher den Namen einer der schmutzigsten Straßen von Paris zurief. Es wird aber auch andererseits niemand in Erstaunen setzen, daß Dubois, als er, von seinem Bodenfenster auslugend, einen von vier Berittenen eskortierten Wagen vor dem Hause halten sah, tödlich erschrak. Er war ein Dichter, und darum hatte er Phantasie. Daß dieser Besuch mit seinem Gedicht ‚Die Taube' zusammenhing, war klar; aber die bewaffneten Trabanten ließen vermuten, daß der Kaiser seine Mahnungen zum Frieden falsch aufgefaßt habe. Der Kaiser war mißtrauisch und verstand in gewissen Dingen keinen Spaß; hatte er den Herzog von Enghien nicht wegen eines Nichts

Digitized by Google

erſchießen laſſen? . . . Das fiel dem Dubois ein, und im gleichen Augenblick begann unten auf der Straße ſeine Hausfrau, eine ehrſame Bäckermeiſterin, aus Leibeskräften „Dubois!“ zu ſchreien, und neben ihr ſtand plötzlich ein Herr in großer Uniform, deſſen heraufgekehrtes neugieriges Geſicht der gefürchteten Viſage des Polizeiminiſters zum Verwechſeln ähnlich ſah. . . . Nun, in ſolchem Falle ſind ſchon ganz andere Leute als ein Dubois unters Bett gekrochen.

Fouché aber, der Polizeiminiſter, der in ſeinem Leben ſo viel mit Verbrechern aller Art zu tun gehabt, kannte auch die ſcheue Art der Dichter. Als er daher den Kopf im Bodenfenſter jäh verſchwinden und trotz beharrlichen Schreiens nicht wieder heraustauchen ſah, entſchloß er ſich, die ſechs Treppen, die zu der Manſarde führten, in eigener Perſon hinanzuſteigen. Der Atem blieb dem Poeten aus, als er, kaum daß das Geſchrei auf der Straße verſtummt war, an ſeine Türe klopfen hörte. Er hütete ſich wohl, ‚Herein!‘ zu ſagen, aber der zu allem entſchloſſene Miniſter trat trotzdem ein. Er fand die Stube leer bis auf zwei verzagte Beine, die ſcheu unter dem Bett hervorlugten und die, als er ſich ihnen näherte, immer kürzer wurden, wie die Fühler einer Schnecke bei einer drohenden Berührung.

Der Miniſter grüßte höflich mit freundlicher Stimme, was die einzige Wirkung hatte, daß die Beine auf ihrer Flucht innehielten. Indeſſen, davon abgeſehen, verhielt Herr Dubois ſich nach wie vor, als wär' er nicht zu Hauſe. Unter dieſen Umſtänden blieb dem Herzog von Otranto nichts übrig, als ſeinen Gruß

zu wiederholen. „Guten Tag, Herr Dubois!“ ſagte er zum zweitenmal, indem er ſich bemühte, ſeiner willfährigen Stimme, die das ganze Regiſter von der äußerſten Unterwürfigkeit bis zur letzten Unverſchämtheit ſouverän beherrſchte, den Ton unſchuldig ſchmeichleriſcher Werbung zu leihen, wie Kinder tun, wenn ſie vor einem Schneckenhaus ſtehen und ‚Schneck! Schneck! komm heraus!‘ rufen.

Nunmehr begriff Dubois, der zu leben verſtand, daß er auch ſeinerſeits etwas bemerken müſſe. Da er aber nicht recht wußte was, ſo zog er ſich als der Weltmann, der er war, zunächſt durch eine ſtumme Verbeugung geſchickt aus der Affäre. Dieſe Verbeugung kam, da der Dichter bäuchlings unter dem Bett lag, in der Weiſe zum Ausdruck, daß die Bettſtatt einen kleinen Sprung in die Höhe machte. Verbeugungen wirken eben verſchieden, je nachdem, wo und wie man ſie ausführt. Der Miniſter begriff übrigens vollkommen, wie Dubois es meinte, und verbeugte ſich ſeinerſeits ſehr höflich und zeremoniös, worauf das Bett noch einmal, diesmal ſchon bedeutend höher, ſprang.

Wer weiß, wie lange dieſe Förmlichkeiten noch gedauert hätten, wäre Seine Exzellenz nicht ſo geſchickt geweſen, plötzlich ein lebhaftes Intereſſe für die Ausſicht zu bekunden. Fouché trat ans Fenſter, und Dubois wurde mittlerweile hinter ſeinem Rücken immer länger, bis er ſchließlich aus der horizontalen Lage, in die er ſich freiwillig begeben hatte, in die dem Menſchen eigentümliche Vertikale zurückkehrte. Der Miniſter

Digitized by Google

nahm dieſe Veränderung wahr und drehte ſich gnädig lächelnd um. Sie ſahen einander in die Augen.

Fouché hatte einen kleinen, zerknüllten Poeten vor ſich, in ſchlechten Kleidern, und dem das Haar wirr in die blaſſe Stirne hing. Dubois jedoch erblickte eine reiche, ordensbedeckte Bruſt und darüber, hochmütig zurückgelehnt, das bekannte heimtückiſche Fuchsgeſicht des Polizeiminiſters Fouché. Er rang nach Atem, ſeiner Verhaftung gewärtig; aber ſie erfolgte mit nichten, im Gegenteil.

„Herr Dubois!“ ſagte der hohe Würdenträger mit gewinnender Liebenswürdigkeit. „Wir haben miteinander zu reden, und ich habe nur wenig Zeit. Wollen Sie mich in meinem Wagen nach Hauſe begleiten und mit mir frühſtücken?“

Dubois ſagte wiederum, ſeiner Gewohnheit nach, weder ja noch nein. Er ging hinter dem Miniſter die Treppe hinunter, ſtumm und gefügig. Dann, als er, unten angelangt, die goldſtrotzende Karoſſe ſah und die vier Bärenmützen, die ſalutierend warteten, bis er eingeſtiegen wäre, ergriff ihn allerdings ein kleiner Schwindel. Indeſſen, kaum hatte ſich der Wagen in Bewegung geſetzt, ſo fand er auch ſein glückliches Selbſtgefühl wieder, mit dem ihn die Natur ausgeſtattet hatte, und das ihm nur in jenem Augenblick abhanden gekommen war, als er, durch die Umſtände gezwungen, unters Bett kroch. Schließlich, ſagte er zu ſich ſelbſt, was iſt denn geſchehen? Du ſitzeſt hier neben einem Miniſter, der ſich ſelber ehrt, indem er deinem Talent Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es iſt

wahr, das tun die Minister selten, und die wenigsten unter ihnen verstehen etwas von Literatur. Aber kann es nicht auch Ausnahmen geben? Wahrhaftig, es wäre traurig, wenn es keine gäbe.

Er machte es sich etwas bequemer im Wagen, lehnte sich an und legte den linken Arm auf den Rand der Equipage. Gleichzeitig schaute er den neben ihm sitzenden Minister vorsichtig an, der mittlerweile sein Lächeln wieder eingezogen hatte und seine gewöhnliche undurchdringliche Staatsmiene der Öffentlichkeit zuwandte.

Ein Minister, sagte sich Dubois, nach der Seite blinzelnd, während die Karrosse federnd in eine vornehmere Gasse einbog und die Reiter ihren Trab beschleunigten: Ein Minister! Nun wohl! Solch ein Mann ist gewiß nicht der erste beste. Denn wie immer man über Minister denken mag — sie gehören den besseren Kreisen an. Jedoch, was ist ein Minister im Vergleich zu einem König oder Kaiser? Und hat nicht Corneille, Racine und sogar der Lustigmacher Molière in der nächsten Nähe und in einem nahezu vertraulichen Verkehr mit dem Sonnenkönig leben dürfen? Hat Karl der Fünfte nicht dem Tizian den Pinsel aufgehoben? Und Napoleon selbst, hatte er nicht gar den Monsieur Goethe in Audienz empfangen und sich eine Stunde lang in der leutseligsten Weise von ihm unterhalten lassen? Wer aber war Goethe? Ein unbekannter deutscher Literat, der Verfasser eines empfindsamen Romans, den der Kaiser, indem er ihn zu erwähnen beliebte, berühmt gemacht hatte. Nein,

Digitized by Google

da war im Grunde nichts zu staunen. Dubois stand nachgerade in einem Alter, in dem alle großen Dichter schon berühmt gewesen waren. Er zählte fünfunddreißig Jahre, das ist die beste Schnittzeit des Ruhmes. Sollte er sich darüber wundern, daß der Lorbeer ihn, den Widerstrebenden, trotz seiner Zurückhaltung und echt dichterischen Bescheidenheit zu finden wußte? Daß er nach so vielen Anstrengungen, nach einer fünfaktigen Römertragödie und zwei großen Gedichten, nunmehr auch in den offiziellen Kreisen durchzudringen begann? In der Tat, das Gegenteil wäre verwunderlich.

Und der Dichter Dubois, der sich jetzt völlig wiedergefunden hatte und, weit zurückgelehnt, im Wagen des Herzogs von Otranto saß, wie wenn er sein eigener wäre, war eben daran, die Beine zu kreuzen und ein Prischen Schnupftabak zu nehmen, als die Equipage mit einem plötzlichen Ruck vor dem herzoglichen Palaste hielt. Die Gendarmen sprangen von den Pferden, der Lakai riß den Schlag auf, und Dubois mußte aussteigen. Es war ihm eher unangenehm.

*

Was Dubois ein wenig wundernahm, war, daß Fouché bei Tische nicht von seinem Gedichte sprach, ja, daß er es nicht einmal erwähnte. Allein er tat das vermutlich nur aus Bescheidenheit und weil er sich durch ein dilettantisches Urteil nicht bloßstellen wollte. Denn begreiflicherweise hatte er als Polizeiminister in so aufgeregten Zeitläuften nicht viel Zeit, der Literatur zu frönen. So dachte Dubois, und er

Digitized by Google

dachte weiter, daß es die Art ſolcher großer Herren iſt, das Verdienſt zu honorieren, ohne ſeinem Urſprung nachzudenken. Miniſter, ſchloß er, loben nicht; aber ſie laden uns zum Speiſen ein, wenn wir berühmt ſind, und beſcheinigen eben dadurch, daß wir es ſind.

Dubois hatte recht guten Appetit; teils weil er ſeit Wochen nichts Warmes genoſſen hatte, und anderenteils, weil er ja jetzt berühmt war. Der Miniſter goß ihm fleißig ein und nötigte ihn, zuzugreifen. Offenbar wollte er ihn in gute Stimmung verſetzen, bevor er ihm ſeinen Vorſchlag machte. Schließlich, beim Deſſert, rückte er mit der Farbe heraus und ſagte gemütlich, indem er den Dichter mit ſeinen kaſchierten Augen prüfend anſah: „Dubois, was wollen Sie werden?“ Aha! dachte Dubois: jetzt wird er freundlich; und er erwiderte: „Was Exzellenz befehlen.“ Er knackte eine Mandel auf, und Seine Exzellenz ſchien zu überlegen: „Ich könnte Sie zum Oberinſpektor der kaiſerlichen Polizei auf Elba machen,“ meinte er ſchließlich zögernd, und man ſah es ihm an, daß er auf eine Weigerung gefaßt war und den Dichter in keinem Fall zwingen würde. Dubois verſchlang eine Feige und verſetzte: „Exzellenz, der engliſche Poet Joſef Addiſon wurde für ſein Gedicht auf den Herzog von Malborough zum Unterſtaatsſekretär für Irland ernannt.“ — „Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte Fouché betroffen, denn er verſtand nicht, was die Dichtkunſt bei dieſem Handel zu tun hätte. „Daß ich die Stellung annehme,“ ſagte der ſatte Hungerleider großmütig. „In Elba?“ fragte Fouché noch einmal, der Sicher-

Digitized by Google

heit wegen; und Dubois, der wohl spürte, wie viel Seiner Exzellenz daran lag, ihn gerade dort zu binden, mit vollendetem Anstand: „Exzellenz, ich habe keine Vorurteile.“

„Ei!“ rief Fouché aufstehend, „Aber dann sind Sie ja wie geschaffen für den Polizeidienst!“

Zwei Tage später war Dubois mit Dekret angestellter Polizeiinspektor auf Elba — einer kleinen Insel im Mittelländischen Meere, die niemand kennen würde, hätte Dubois nicht vorübergehend dort geweilt.

*

Als der Dichter auf Elba ankam und in Porto-Ferrajo ausstieg, mußte er darüber staunen, wie berühmt er war. Schon auf der Reise war ihm aufgefallen, daß fast alle Leute, denen er sein kaiserliches Dekret und die von Fouché unterschriebene Legitimation vorwies, seine Werke gelesen zu haben schienen. Aber auf Elba war er geradezu zeleber; dort kannte ihn, wie man zu sagen pflegt, jedes Kind, und besonders unter den jüngeren Polizeibeamten, seinen Untergebenen, war der ‚Aar‘ so populär, als ob er von Chateaubriand wäre. Zu wiederholten Malen, wenn er inspizierend durch die Amtsräume ging, hörte er die Herren halblaut seine Verse rezitieren. Übrigens waren das durchaus nette, sympathische junge Leute, und Dubois war mit ihnen recht zufrieden; brachte dies auch in seinen Berichten an Fouché zum Ausdruck.

Mit dieser Gabe, sich überall rasch einzufühlen, die dem großen Menschen eigen ist, lernte er den Dienst,

Digitized by Google

und obzwar ein Dichter und dem praktiſchen Leben ferner ſtehend, kam er binnen kurzem ſo weit, daß er alles, was man ihm vorlegte, ohne es durchzuleſen, unterſchreiben konnte. Er arbeitete raſch und leicht und kannte ſich in den verwickelteſten Angelegenheiten im Handumdrehen aus. So kam eines Tages ein Kaufmann aus Livorno zu ihm, der ein von der franzöſiſchen Regierung betriebenes Eiſenbergwerk auf eine Reihe von Jahren pachten wollte, um es rationeller auszunützen. Bei dieſer Gelegenheit legte Dubois, der natürlich nie im Leben in einem Bergwerk geweſen war, eine ſolche Sachkenntnis an den Tag, daß ihm der ſichtlich erſtaunte Kaufmann vorſchlug, die Pachtung mit ihm gemeinſam zu übernehmen. Dubois willigte in aller Unſchuld ein. Der Italiener hatte große Freude über den Teilhaber und machte ihm viele Komplimente über ſeine Kenntniſſe in der Mineralogie. Dubois empfahl daraufhin den Akt an den Präfekten, der Kaufmann aus Livorno bekam die Pachtung, Dubois aber dreihunderttauſend Franken als ſeinen Anteil an dem Geſchäft. Es iſt wahr, der Pächter knüpfte daran die Bedingung, daß er aus der Kompagnie austrete. Aber Dubois tat das gerne. Er war ein Dichter und gab ſich nur widerwillig mit Geldgeſchäften ab. Die Dreimalhunderttauſend genügten ihm. Er legte ſie in franzöſiſcher Rente an und war ſich beſcheiden bewußt, dem Kaiſer damit einen kleinen Dienſt zu erweiſen, indem er das Seinige dazu beitrug, um den Kredit des franzöſiſchen Staates zu kräftigen.

Digitized by Google

Sein inneres Verhältnis zum Kaiser Napoleon war übrigens um diese Zeit das denkbar beste. Ohne eine Spur von Neid ließ der Dichter die großen Qualitäten seines außergewöhnlichen Zeitgenossen gelten und hob im besonderen seine Fähigkeit, das Talent, wo immer es sich regte, zu erkennen und zu belohnen, rühmend hervor. Dafür hatte er seinerseits die Genugtuung, zu bemerken, daß auch seine Ideen nicht ohne Einfluß auf die Politik des Kaisers blieben. Zwar herrschte noch immer nicht unbedingter Friede, und von Spanien kamen sogar zeitweilig recht schlimme Nachrichten. Aber man merkte jetzt schon, daß Napoleon Krieg führte, weil er mußte, nicht mehr, wie in seiner Jugend, weil er wollte. Dubois war nicht unduldsam; er begriff vollkommen, daß sich ein Charakter, wie derjenige Napoleons, nicht über Nacht in sein Gegenteil verkehrt. Er hatte Geduld. Mochte der Kaiser immerhin noch einige Gefechte liefern, wenn es ihm Freude machte; mit der Zeit wird er schon einlenken, dachte der Dichter. Und er gab die Hoffnung nicht auf, den Wildling zu zähmen und allmählich aus dem Imperator eine Art Dubois zu machen.

Dieses schöne Verhältnis erfuhr nur leider eine frühe Trübung, als eines Tages, genau drei Monate nach seiner Bestallung, ein Expreßbote von Fouché an den Gouverneur von Elba eintraf, mit dem Auftrage, Dubois auf der Stelle seines Amtes zu entheben. Bei dieser Gelegenheit lernte der Dichter die menschliche Niedertracht bis zur Neige kennen. Denn kaum hatte der Depeschenträger das Regierungsschiff verlassen,

als auch schon kein Mensch mehr in Porto-Ferrajo den Dichter und Polizeiinspektor auch nur grüßte. Es war, als hätte er niemals Verse gemacht.

Dubois konnte sich diesen Stimmungswechsel zunächst gar nicht erklären, und erst allmählich, als er schon wieder in Frankreich reiste, kam er dahinter. Denn überall, wohin sein Weg ihn führte, wurden Rekruten ausgehoben, und allenthalben klagten die Leute über die drückenden neuen Steuern. Als er sich aber Paris näherte, erklärte Napoleon Österreich den Krieg. Da wußte Dubois freilich, woran er war, und begriff den geheimen Zusammenhang: die Kriegspartei hatte bei Hof gesiegt, und dafür mußte der Verfasser der ‚Taube' natürlich büßen. Kleine Ursachen, große Wirkungen, dachte, nicht ohne Bitterkeit, Dubois. Und nur die dreimalhunderttausend Franken und das Bewußtsein, als ein rechtschaffener Mann für seine Überzeugung zu leiden, hielten ihn moralisch aufrecht.

In der Wirklichkeit freilich verhielt sich all das ganz anders; allein, wäre dies nicht der Fall, so wäre Dubois eben kein Dichter gewesen. Die Sache war die, daß Fouché, nachdem er Paulinens Schützling auf Elba untergebracht hatte, als eine echte Bedientennatur, die er war, die erste Gelegenheit wahrnahm, um die Prinzessin an die erwiesene Gefälligkeit zu erinnern. „Wie sind Hoheit mit mir zufrieden?" fragte er sie bei einem Empfang in den Tuilerien. „In welcher Beziehung?" entgegnete die vergeßliche Pauline. „Nun — Dubois!" versetzte der

Minister mit dem unverschämten Schmunzeln eines Lakaien, den man sich zu nah hat kommen lassen. Dubois? Die Prinzessin schien den Namen völlig vergessen zu haben, und erst, als eine Dame in einem silberweißen, hemdartig geschnittenen Seidenkleid in den Saal trat, fiel ihr der Schlafrock, den sie an jenem Morgen getragen hatte, und was damit zusammenhing, wieder ein.

„Ach ja! Richtig!“ rief sie lustig, wie in der Erinnerung an einen guten Spaß: „Dieser junge Mensch, der Neffe meiner Kammerfrau! Was haben Sie aus ihm gemacht? Einen Schreiber?“

Fouché gab keine Antwort. Denn er, dessen Beruf es war, alle Menschen zu dúpieren, liebte alles weniger, als dúpiert zu werden, und das war er in diesem Fall in einer Weise, daß sogar der Kaiser über seine übertriebene Bedientenhaftigkeit herzlich lachte. So kam es, daß Dubois im Nu einer Stellung wieder enthoben war, die ihm nicht gebührte, weil er nur der Neffe einer Kammerfrau war. Der Minister gab keinen Grund für die Entlassung an; in der Erwägung jedenfalls, daß ein Polizeiinspektor sich innerhalb einer dreimonatlichen Amtstätigkeit immer irgend etwas zu Schulden kommen läßt, was seine sofortige Enthebung vom Dienste rechtfertigen kann. Worin er sich als ein großer Menschenkenner erwies; indessen wurde diese gewollte Unklarheit zur ersten Ursache jener tief beklagenswerten Verstimmung zwischen Dubois und dem Kaiser.

*

Digitized by Google

Die innere Wandlung vollzog sich ganz langsam, im Laufe der nächsten Monate, also etwa gleichzeitig mit jenen minder wichtigen Ereignissen, die in dem Namen ‚Aspern' gipfeln. In der Tat bedeutet das Jahr 1809 den wichtigsten Einschnitt im Leben Napoleons; bis dahin nämlich hatte Dubois zu ihm gehalten, nunmehr aber wandte er sich immer weiter von ihm ab. Aus einem Freund, ja, man darf sagen Verehrer Napoleons, wurde leider sein schlimmster Gegner. „Ich habe nun einmal eine Schwäche für das Genie des ersten Konsuls," hatte Dubois im Jahre 1802 geäußert, zu einer Zeit also, als noch Mut dazu gehörte. Er hatte sich das Wort gemerkt wie die meisten seiner Aussprüche, und übrigens kennzeichnete es die Situation vortrefflich. Dubois hatte nun einmal eine Schwäche für den Kaiser, und darum sah er ihm mancherlei nach, was ihm andere mit Recht verübelten: Seinen Jähzorn zum Beispiel, seine Brutalität im Verkehr mit Frauen, die einen Dichter doch ganz besonders abstoßen mußte, das unchristliche Benehmen gegen den Papst, die Konfiskationen und Verbannungen — ja sogar die Ermordung des Herzogs von Enghien, diesen untilgbaren Blutfleck in dem kaiserlichen Purpur, übersah Dubois' gütiges und verklärtes Dichterauge. Und erst als er selbst seine Stellung verlor, änderte er seine Meinung in bezug auf den Kaiser — begreiflicherweise. Ein Staatsbeamter versteht alles, entschuldigt alles und sagt zu allem ja, vorausgesetzt, daß seine pragmatischen Rechte davon nicht berührt werden.

Digitized by Google

Wehe aber der Regierung, die an diese rührt! Sie kann sich nicht halten, sie muß fallen. Wie ja auch der Kaiser Napoleon schließlich fiel.

Man würde Dubois übrigens bitter unrecht tun, wenn man annähme, daß er sofort nach der Schlacht bei Aspern gegen den Kaiser zu konspirieren begann. Das tat Fouché, nicht aber Dubois. Er war kein unedler Mensch und außerdem ein Dichter. Darum setzte sich sein Zorn zunächst in Verse um. Er schrieb ein Gedicht ‚Die Hydra', und damit meinte er die Undankbarkeit. Man sieht, Dubois ging in der symbolischen Richtung, die er mit dem ‚Aar' so verheißungsvoll eingeschlagen hatte, bewußt und besonnen weiter. Er wandelte die ganze Naturgeschichte ab und kam von den Vögeln in einer natürlichen Entwicklung zu den Reptilien. Die ‚Hydra' war der Beginn dieses neuen Weges. Er schrieb aus einem großen Zorn heraus, mit einer von Entrüstung bebenden Hand. Auf Elba hatte er sich ein Exemplar von Dantes ‚Göttlicher Komödie' gekauft und auf der Rückreise darin geblättert. Mit diesem Gedicht, fand Dubois, hatte seine ‚Hydra' eine ziemliche Ähnlichkeit, nur daß der Italiener italienisch schrieb, was ja nur natürlich, Dubois hingegen sich seiner Muttersprache bediente. Auch war das italienische Gedicht bedeutend länger. Aber auf den Umfang kommt es nicht an, wie auch darauf nicht, ob die gezüchtigte Stadt Florenz heißt oder Paris. Das sind Kleinigkeiten.

Als die ‚Hydra' fertig war, bot sie der Dichter den französischen Zeitungen an, und sämtliche, aber auch

Digitized by Google

sämtliche ohne Ausnahme schickten sie ihm zurück. Hierauf wandte sich Dubois an die Verleger, und da ging es ihm genau so. Schließlich, im Jahre 1813, fand er doch einen, der sich gegen ein verhältnismäßig geringes Pauschale erbötig machte, seine Gedichte herauszugeben. Wenn mehr als hundert Exemplare verkauft wurden, bekam Dubois die Hälfte des geleisteten Vorschusses zurück. Es wurden sieben verkauft; zwei davon erstand die Tante Eulalie Lafont, die jetzt eine Literaturfreundin geworden war, obwohl ihr Neffe sie nicht mehr besuchte.

Beiläufig um dieselbe Zeit erlitt auch der Kaiser seine welthistorischen Niederlagen. Nach Aspern kam der russische Feldzug und dann die Völkerschlacht bei Leipzig. Auch er, auf seinem Gebiet, erlebte den Rückschlag seiner Beliebtheit. Aber wer da glaubt, daß dieser Parallelismus den Dubois beruhigt hätte, der irrt leider. Im Gegenteil erblickte er in dem Geschick des Kaisers nichts anderes als das unerbittliche Walten einer höheren Gerechtigkeit, wohingegen dafür, daß die Mitwelt Dubois verkannte, überhaupt keine Entschuldigung bestand. Je mehr Zeitungen ihm sein Gedicht zurückschickten, desto selbstbewußter wurde er zwar, aber desto entschiedener wandte er sich auch von seinen Zeitgenossen ab. Immer einsamer ward er, immer stolzer, immer verschlossener. Alle familiären und empfindsamen Bande streifte er von sich ab, und nach der Schlacht bei Leipzig, als herauskam, daß nur sieben Exemplare verkauft worden waren, grüßte er seine eigene Tante nicht mehr.

Wie alle bedeutenden Dichter in einem gewiſſen Alter, lebte er nun in einem ſelbſtgeſchaffenen kleinen Kreis von Bewunderern, in dem er ſich wohl fühlte und den er kaum mehr überſchritt. Es waren lauter ſelbſtloſe treue Freunde, arme Teufel, die ab und zu bei ihm ſpeiſten und ſich hin und wieder etwas Geld von ihm ausliehen. Er war ja ein wohlhabender Mann geworden dank ſeinen Kenntniſſen in der Mineralogie. Indeſſen lebte er einfach wie alle Großen und ließ ſeine materielle Überlegenheit die Freunde nur ſelten fühlen.

Die vertrauteſten unter dieſen waren der Journaliſt Laroche und der Lyriker Bidou. Mit ihnen verbrachte er manche gute Stunde im Kaffeehauſe oder auch bei ſich zu Hauſe. Man beſprach die Tagesereigniſſe; Laroche brachte die Neuigkeiten, und Bidou verallgemeinerte ſie. Das letzte Wort aber ſprach in allen Fällen Dubois. Er hatte das Übergewicht Laroche gegenüber, weil der nur ein Journaliſt, und Bidou gegenüber, weil er ſein Schüler war. Dieſer talentvolle junge Mann ſetzte nämlich Dubois' Manier gewiſſermaßen fort, aber, ſeiner idylliſchen Veranlagung gemäß, mehr in der Richtung zur Botanik. Während Dubois, wie man weiß, den ‚Aar', die ‚Taube', die ‚Hydra' ſchrieb, bewegten ſich Bidous lyriſche Einfälle mehr um Pflanzennamen herum. ‚Die Roſe', ‚Die Lilie', ‚Das Gänſeblümchen' hießen ſeine vorzüglichſten Gedichte. ‚Das Gänſeblümchen' lobte ſogar Dubois. „Sehr nett!" ſagte er, als Bidou es vorlas, und von dem Tag an war Bidou berühmt.

Digitized by Google

Man blickte mit Respekt auf Dubois, vor allem, weil er selbst nichts mehr schrieb, was einem Mann in Literatengesellschaft immer einen gewissen Nimbus verleiht, dann aber auch seiner ungewöhnlichen Erfahrung wegen. Man mußte nur hören, mit welcher Leichtigkeit er beispielsweise vom Kaiser sprach. Denn er war so tief in das innerste Wesen Napoleons eingedrungen, daß er mit Sicherheit vorauszusagen vermochte, was jenen bewegte. Es bestand eine beinahe unheimliche Kommunikation zwischen den beiden Charakteren. Als es im Herbst 1812 in Paris zu schneien begann, sagte Dubois: „Das ist dem Kaiser sehr unangenehm," und man weiß, wie unangenehm es ihm war. Nach der Völkerschlacht bemerkte er: „Ich hab' immer gewußt, das wird schlecht enden," und als Napoleon auf Elba ging, rief er aus: „Auch er!" Er sagte nichts weiter, nur diese einfachen zwei Worte, aber was lag darin!

„Auch er!"

*

In der Tat, auch Napoleon stieg in Porto-Ferrajo ans Land, genau wie Dubois, und gerade wie Dubois fand sich der Kaiser verblüffend rasch in die neuen Verhältnisse. Mit dem ersten Tag begann er seine organisatorische Tätigkeit: Er schuf sich eine kleine Armee, eine winzige Flotte, einen Hofstaat, ein Ministerium, legte Brücken und Häfen an, baute Straßen, reformierte den Bergbau, gab der alten Weinkultur einen neuen Aufschwung und bürgerte die

Digitized by Google

Seidenraupenzucht im Lande ein. Dubois ſchaute allen dieſen Anſtrengungen aus der Ferne und ziemlich ſkeptiſch zu. Er kannte die Elbaner und wußte, daß mit dieſen Leuten nichts anzufangen iſt. „Das wird ſich nicht halten," ſagte er halb ſpöttiſch, halb prophetiſch, als man ihm von dem Verſuch des Kaiſers, auf Elba eine Art Miniaturkaiſerreich einzurichten, erzählte. Er dachte an ſeine eigenen adminiſtrativen Erfahrungen, und mit welcher Enttäuſchung ſie geendet hatten. Richtig, im Februar 1815, verließ auch Napoleon die Inſel. Niemand war davon weniger überraſcht als Dubois.

Das war übrigens ſeine größte Zeit, jene aufgeregten Tage, die der Flucht Napoleons folgten. In dem Viertel, wo Dubois wohnte, wußte man, daß er auf Elba geweilt hatte, und tagaus, tagein ging jetzt die Klingel an ſeiner Tür, fortwährend mußte er Beſuch empfangen und Auskunft geben. Im Kaffeehaus war er von einem Wall von Neugierigen umgeben, die ihn mit Fragen beſtürmten. Dubois kam nicht aus der Faſſung. Er zeichnete auf die Tiſchplatte einen Plan von Elba, das er, wie er ſagte, wie ſeine Weſtentaſche kannte, und demonſtrierte, wie der Kaiſer entwichen ſein mußte. „Aber wohin hat er ſich gewendet?" fragte ein aufgeregter Bürger, indem er ſich ſorgenvoll den Kopf kratzte. „Nach Livorno!" erklärte Dubois vollkommen ruhig. „Die Livorneſen ſind gefällige Leute, erfahren im Bergbau . . ." Da ſtürmte Laroche in das Café und meldete, Napoleon ſei in Cannes ans Land gegangen.

Digitized by Google

„Nun," ſagte Dubois, „wenn er das getan hat, iſt er verloren."

Wie recht er hatte, bewieſen die Ereigniſſe. Hundert Tage ſpäter fiel die Schlacht bei Waterloo, und damit war Napoleon fertig, auch in den Augen des Dubois. Er entzog ihm den Reſt ſeiner Achtung. Vor allem verübelte er es dem Kaiſer als Trauerſpieldichter, daß er ſich nach dieſer unglücklichen Schlacht nicht ſofort vergiftet hatte. Dramaturgiſch gab es da keine andere Möglichkeit, das fühlte Dubois. Statt deſſen, was tat der Kaiſer? Er kehrte geſchlagen nach Paris zurück, ließ ſich Fouchés Impertinenzen gefallen und verzichtete auf die Krone. Und hätte er noch wirklich abgedankt, ganz, wie ein Mann, und für immer. Aber nein, er ließ mit ſich markten wie ein ſchwindelhafter Geſchäftsmann: Da man ihn als Kaiſer nicht mehr mochte, offerierte er die Regentſchaft; und da man nicht darauf einging, bot er ſich als General an, und als man ſein Anerbieten zurückwies, als einfachen Offizier. Er wäre zum Schluß wohl gar noch Korporal geworden, der kleine Korporal, der er nach Dubois' Dafürhalten im Grunde immer war, wären die Engländer nicht gekommen und hätten ſie nicht durch ſeine Gefangennahme dem unwürdigen Spiel ein Ende gemacht.

Dazumal, kurz vor ſeiner Gefangennahme, ſah Dubois den Kaiſer zum letztenmal. Er ging eines Abends, in Malmaiſon, hinter dem hohen Gitter des Parkes, ſpazieren, Dubois und einige Neugierige ſtanden draußen und ſpähten durch die Stäbe wie gute Bürger

Digitized by Google

vor einem Löwenkäfig. Napoleon schritt auf und ab, auf und ab, in einem unabänderlichen heroischen Rhythmus. Er hatte die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt und das Kinn trotzig gegen die Brust gestemmt, wie es seine Art war. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und schoß einen düsteren Blick zwischen den Stäben hindurch in die Gaffer. Schließlich trat er ganz nahe an die Einfassung heran und fixierte mit seinem ungeheuren Ernst die Gruppe, in deren Mitte Dubois stand. Es waren nur ein paar Leute, aber des Kaisers großer Blick ging über sie hinweg, als wären es Millionen. Dubois fühlte sich plötzlich wie der Repräsentant einer ungeheuren Menge, und da ein Gitter dazwischen war, trat er beherzt noch einen halben Schritt vor. Nun standen sie einander gegenüber, Dubois und der Kaiser, und schauten einander in die Augen wie vor zehn Jahren. Nur daß jetzt niemand „Vive l'empereur!“ schrie, keine junge Frau sich die Bluse zerriß und der Kaiser nicht mehr zu Pferde saß. Darum schien er auch viel kleiner, und Dubois fand ihn ganz verändert. Nichtsdestoweniger grüßte er — etwas unentschieden zwar, wie man jemand grüßt, den nicht mehr zu grüßen man eigentlich entschlossen war. Immerhin, er grüßte, sei es nun aus Gewohnheit, aus Menschlichkeit oder aus Feigheit, weil ihn der Kaiser so anschaute: genug, er verbeugte sich, und ziemlich tief sogar. Was aber tat der Kaiser? Er blickte den Dubois unbarmherzig an, starr und unbeweglich, mit einer unsäglichen Verachtung. Nachher drehte er ihm den Rücken, und

Digitized by Google

wieder war es, als drehte er Millionen den Rücken. Und er ging weiter, die Hände auf dem Rücken, das Kinn auf der Brust, langsam, wie er gekommen war, und ohne Dubois, der noch immer grüßte, im geringsten zu beachten. . . .

Das aber brach ihm das Genick. Denn Herr Dubois konnte alles vertragen, nur keine Ungezogenheiten. In diesem Punkte war er sogar ein bißchen rachsüchtig. Übrigens war seine Rache so vornehm, wie er selbst. Der Kaiser hatte ihn ignoriert; nun gut, so ignorierte er auch seinerseits den Kaiser. Dubois schwieg Napoleon fortan einfach tot. Schließlich war das auch nicht mehr schwer jetzt, da der Kaiser auf dem öden Felseneiland St. Helena lebte — gleich einem gefesselten Adler, wie seine Freunde sagten. Gleich einer Mücke, die sich auf einen Korkstöpsel gerettet hat, der in einem Ententeich schwimmt, verglich Dubois. Er schrieb ein Gedicht, ‚Die Mücke', solcherart auch die Insekten in den Kreis seiner Kunst einbeziehend. Der Name Napoleon kam darin nicht einmal vor. Indessen Laroche und Bidou wußten ganz gut, wen er, Dubois, damit meinte, und das war eine gar feine Rache für jenen unterlassenen Gruß.

Der Kaiser lebte auf der verlassenen Insel sein Leben zu Ende, wurde allmählich alt und kindisch. Er spielte mit den Kindern des englischen Admirals Soldaten und schrieb seine Memoiren. Nachdem er alles mögliche tentiert, versuchte er sich also gewissermaßen auch noch als Schriftsteller. Als Dubois davon erfuhr, lächelte er bloß. War das nicht genau

Digitized by Google

so, als ob er, Dubois, auf seine alten Tage ein Armeekommando hätte übernehmen wollen?

Da verstand es der Dichter freilich besser, mit Manier zu altern. Er ließ sich den in der Jugend aufgesammelten Ruhm genügen, lebte wie ein Bär von seinem alten Fett. Da er nichts mehr schrieb, und weil man das, was er in jungen Tagen geschrieben hatte, entweder nicht kannte oder längst vergessen hatte, wurde er berühmt und blieb es. Die literarische Kritik spielte seinen Namen mit Vorliebe gegen die neue Richtung aus, warf ihn wie einen Stein talentvollen Anfängern an den Kopf. Dubois selbst war natürlich auch ein Feind der Neuerer, dieser Literaturgassenbuben, wie er sie höhnisch nannte. Da waren vor allem zwei, die er haßte, Viktor Hugo, dessen exaltiertes Wesen ihm höchlich mißfiel, und Alfred de Musset, das immer verliebte Bürschchen. „Diese jungen Leute", pflegte Dubois achselzuckend zu bemerken, „kennen nichts als die Liebe. Wenn sie, wie ich, an der großen Politik teilgenommen hätten . . ." Er verstummte und machte ein überlegenes Gesicht. Offenbar dachte er an die dreihunderttausend Franken.

Mit solchen Ansichten bleibt man nicht im Hintergrund. Dubois wurde Preisrichter einer belletristischen Gesellschaft und hatte in dieser Eigenschaft noch reichlich Gelegenheit, den jungen Talenten zu schaden. Sein Alter war somit voll heimlicher Genugtuungen und stiller Freuden; denn, wenngleich ihm die Wonne der eigenen Produktion versagt war, so genoß er doch die feinere, andere Leute daran zu hindern. Auch hatte

Digitized by Google

er nach wie vor großen Einfluß auf die Geschicke Frankreichs. Durch Laroche beherrschte er die Politik, durch den sanften Bidou die Literatur, soweit sie sich in vernünftigen Bahnen bewegte und an der Überlieferung des Schönen festhielt. Schließlich hatte er auch noch die Genugtuung, seine Tante zu beerben und seine Feinde zu überleben, was den wenigsten Menschen vergönnt ist. Napoleon starb, Pauline und auch Fouché, der Lump. Nun wußte niemand mehr in Frankreich, wie Dubois hinaufgekommen war, und er selbst hatte es natürlich längst vergessen. Er hatte Erfolg gehabt, weil eine schöne Frau eitel, ein Minister servil und auf Elba ein Eisenbergwerk war — von den blauen Augen nicht zu reden. Ja, das waren die Elemente seines Ruhmes; aber in der Erinnerung verschmolzen sie, und das Produkt trug eine geläufige Etikette: Karriere. . . .

Die gute Pauline sah Dubois übrigens kurz vor ihrem Tode wieder und war erschrocken über die grausame Veränderung, die Alter und Krankheit an der schönen Frau hervorgebracht hatten. ‚Eine Talgkugel,‘ dachte er, während er der verquollenen Schönheit trübselig nachstarrte. Das also war Pauline Borghese, die Canova gemeißelt und Dubois besungen hatte! Bekümmert ging der Dichter nach Hause. Um sich zu trösten, las er das Gedicht ‚Die Taube‘ sich selbst mit lauter Stimme vor. Seine Stimmung besserte sich, und so las er auch gleich den ‚Aar‘. Nun stand das Geschwisterpaar plötzlich wieder in seinem alten Glanze da. Sinnend legte der Dichter die Blätter

Digitized by Google

beiſeite, ein elegiſches Gefühl überkam ihn. Mein Gott, dachte er, was habe ich aus dieſen Leuten gemacht! Und was war aus ihnen geworden!

Der Kaiſer ſtarb bekanntlich an Magenkrebs, und auch des Dubois Verdauung ließ in der letzten Zeit zu wünſchen übrig. Indeſſen erlag er dieſem Leiden nicht, ſondern einem Herzſchlag. Wie von einer Kugel getroffen, ſtürzte der Dichter zuſammen.

Als er tot war, begruben ihn ſeine Freunde; Laroche hielt ihm die Leichenrede, Bidou beklagte ſeinen Hintritt in Verſen, die er, in ſeiner blümeranten Art, ‚Immortellen‘ nannte. Auch ging eine ganze Anzahl alter Weiber hinter ſeinem Sarge einher, darunter mehrere Akademiker.

Doch nur der Leib des Dubois wurde, wie der des Kaiſers, zur Erde beſtattet; ſein unſterblich Teil, die dreihunderttauſend Franken, die ihm, als eine bleibende Erinnerung an die große Zeit, bei Lebzeiten ſo teuer geweſen waren, lebte weiter. Ja, es lebt noch immer, da es, einer Verfügung des Dichters gemäß, nach ſeinem Hinſcheiden in eine literariſche Stiftung verwandelt wurde, aus deren Erträgnis bis auf den heutigen Tag junge, aber talentloſe Schriftſteller von erfahrenen Preisrichtern ermuntert und unterſtützt werden.

Digitized by Google

Eugenie oder: Das Solferinorot

Digitized by Google

Digitized by Google

Meine schöne Freundin träumte, und es war auch diesmal wieder ein Kleid. Mit visionären Augen in eine unbestimmte Ferne starrend, phantasierte sie, schwelgte in Farben, Stoffen, Applikationen, Rüschen, Spitzen und Bändern, bis sich schließlich das Chaos klärte und ein schwanenweißes Kleid leuchtend daraus hervorstieg, das sie, des Kontrastes wegen, mit einem solferinoroten, ins Haar geflochtenen Bande krönen wollte. Ich kannte im allgemeinen diese Werdegänge und hatte nur mit halbem Ohre zugehört. Erst das Wörtchen ‚Solferinorot', das meine Freundin vollkommen gedankenlos, wie die meisten Frauen, aussprach, fesselte meine Aufmerksamkeit.

Ich fragte: „Weißt du denn auch, was das ist: Solferinorot?"

„Ob ich weiß —?" antwortete sie entrüstet. Vor Indignation konnte sie den Satz nicht vollenden.

Ich erklärte mich: „Natürlich, die Farbe kennst du, daran hätte ich mir niemals zu zweifeln erlaubt. Aber was ist Solferino?"

„Eine Schnecke?" fragte sie unsicher.

„Nein, ein Dorf!" lachte ich.

„Ein Dorf?"

„Ein kleines, italienisches Dorf, in dessen Nähe im Jahre Achtzehnhundertneunundfünfzig eine große Schlacht stattfand, die Österreich unglücklicherweise

Digitized by Google

verloren hat. Die Ebene von Solferino war von Blut so rot — so rot, daß sich die Pariser Modewarenhändler noch im nächsten Frühjahr daran erinnerten und ein neues Rot kreierten — Rouge de Solferino. Es war die Mode von Achtzehnhundertsechzig."

„Und die Wienerinnen machten diese Mode mit?"

„Da sie doch aus Paris kam . . . Sie machten es mehr oder minder alle wie die Freifrau von Hübel."

„Wer war das, die Freifrau von Hübel?"

„Du hast ihr Bild erst unlängst in der Hand gehalten. Beim Antiquitätenhändler. Die Dame im solferinoroten Kleid mit bauschigem Rock. Ein blasser, ovaler Spiegel hängt rückwärts an der Wand, und die Dame lächelt."

„Das war die Freifrau von Hübel?" sagte meine Freundin erstaunt.

„Eugenie, Freifrau von Hübel," bestätigte ich, „das solferinorote Kleid hat übrigens seine Geschichte."

„Woher kennst du sie?"

„Vom Antiquitätenhändler," log ich entschlossen, denn in Wahrheit hatten mir die vollen weißen Schultern und der lebenslustige Mund der schönen Dame die kleine Geschichte suggeriert, die ich als einen vielleicht nicht unwillkommenen Beitrag zur Psychologie der Frauenkleidung ungefähr in der Form wiedergebe, die sie im Laufe unserer Unterhaltung annahm.

*

„Eugenie Freifrau von Hübel lebte in glücklichster Ehe mit ihrem Gatten Leopold, dem Hauptmann im

fünften Korpsartillerieregiment, mit dem sie sich zu Beginn der fünfziger Jahre unter den günstigsten Umständen liiert hatte. Der Baron, damals noch Oberleutnant beim Bombardierkorps, war jung, hübsch und nicht ohne Vermögen; Eugenie, die Tochter eines wohlhabenden Gutsbesitzers, von anziehendster Erscheinung. Auch war es eine Liebesheirat gewesen, insofern nämlich, als sich die jungen Leute schon vor der Verlobung geküßt hatten. Nach der Trauung, die in der Michaelerkirche stattfand, bezog das Pärchen ein funkelnagelneues Quartier, zunächst dem Theater an der Wien, wohin man alsbald einen zweiten Zugang durch das damalige Kärtnertor brach, so daß für eine lebhafte Verbindung mit der Inneren Stadt gesorgt war. Etwas weit ab lag die neue Wohnung ja allerdings, dafür aber genoß man in der schönen Jahreszeit die köstliche Landluft, die das Wiental herabgezogen kam und aus den nahen Bergen Erfrischung brachte. Übrigens spielt es bei jungen Eheleuten keine große Rolle, wo sie wohnen. Sie sind, wenn sie glücklich sind, überall glücklich, und das waren Eugenie und Leopold. Ihre Charaktere ergänzten sich harmonisch, wie Terz und Grundton. Der Hauptmann war kriegerisch, Eugenie eher sentimental, er schweigsam, sie geschwätzig, er stark, sie geschickt. Er kommandierte und sie parierte. Und auch sonst war alles in schönster Ordnung. Jahr für Jahr gebar Eugenie ihrem Gatten einen blühenden Knaben. . . ."

Digitized by Google

Hier mußte ich unterbrechen, denn meine Freundin warf mir einen mißbilligenden Blick zu:

„Jahr für Jahr?“

„Die Geschichte spielt in den fünfziger Jahren.“

„Ach so!“ Sie beruhigte sich wieder. „Also weiter!“

„Ja, aber es gibt leider kein ‚Weiter‘ — wenigstens nicht in diesem Punkt. Denn dann kam doch die Schlacht von Solferino. . . . Der Krieg brach bekanntlich im Frühjahr Achtzehnhundertneunundfünfzig aus. Aber bereits im Winter stand man unter dem Eindruck dieses drohenden Ereignisses. Die Politik beherrschte das öffentliche Interesse, und nicht einmal das Theater, diese alte Passion der Wiener, vermochte dagegen aufzukommen. Hochwichtige Begebenheiten auf diesem Gebiet, wie beispielsweise das Auftreten des Herrn Christen, ‚einer der vornehmsten Zierden der Münchner Hofbühne‘, wie ihn der Kritiker der ‚Wiener Zeitung‘ nannte, am Hofburgtheater in Lederers ‚Häuslichen Wirren‘, blieben nahezu unbemerkt, und nicht einmal die Eröffnung der italienischen Oper mit Madame Lafont als Primadonna assoluta vermochte die Gemüter der Bevölkerung tiefer zu bewegen. So kam man, immer mit dem bevorstehenden Krieg beschäftigt, bis tief in den April. Da erfloß, am achtundzwanzigsten dieses Monats, das berühmte Manifest des Kaisers, das den Krieg unvermeidlich machte. Nunmehr aber überstürzten sich die Ereignisse. Es folgte die Mobilisierung, der Abmarsch der Garnisonen aus den Städten, die ersten verlorenen Gefechte und die patriotischen Gedichte

Digitized by Google

von Hermannsthal in der ‚Wiener Zeitung‘ — mit einem Wort: Es kam viel Unglück über unser armes Österreich.

„Der Hauptmann von Hübel war bereits im März nach Laibach kommandiert und seiner Frau entrissen worden. Zum erstenmal nach fünf Jahren waren die Liebenden auf einen bloß schriftlichen Verkehr angewiesen und beschränkt. Eugenie schrieb ihrem Leopold täglich; er, mannigfach beschäftigt, antwortete mindestens zweimal die Woche. Aber nach der Kriegserklärung kamen seine aus Italien datierten Briefe höchst unregelmäßig, und schließlich blieben sie ganz aus; der letzte war aus Verona von Mitte Juni. Leopold klagte über die große Hitze und schloß mit der stereotypen Wendung: Dein Gatte Leopold. Und auch in Wien war es damals sehr heiß. . . . Die junge Frau drückte das Sendschreiben ihres innig geliebten Gemahls so heftig an die volle Brust, daß das Siegel absprang und das Papier tausend zärtliche Brüche erlitt.

„Dann aber kam die Schlacht bei Solferino. Sie fand bekanntlich am vierundzwanzigsten Juni statt, und bereits am dreißigsten brachte die ‚Wiener Zeitung‘ einen ausführlichen, achtzig Zeilen umspannenden Bericht über ‚die Kämpfe vom vierundzwanzigsten‘. So nämlich hieß damals die Schlacht; das Ortchen Solferino, nach dem sie später benannt werden sollte, wurde zum erstenmal am dritten Juli in der ‚Wiener Zeitung‘ beiläufig erwähnt. Am vierten folgten dann: ‚Authentische Mitteilungen über die am vierundzwan-

Digitized by Google

zigsten Juni zwischen dem Mincio und Chiese vorgefallenen bedeutenden Gefechte.' Man gewann aus der unbefangenen Lektüre dieses Berichtes den Eindruck, daß die Gefechte allerdings zum Nachteil Österreichs ausgefallen waren. Doch wurde dies nirgends ausdrücklich gesagt. Hingegen erfolgte bereits am 1. Juli die Publizierung der ersten amtlichen Totenliste, die jedoch später, Platzmangels wegen, nicht fortgeführt werden konnte.

„Aus dieser Fülle von Nachrichten, die noch durch den Abdruck im Ausland erschienener Berichte, in denen die musterhafte Haltung der österreichischen Truppen übereinstimmend erwähnt wurde, eine wirkungsvolle Ergänzung fanden, entnahm die junge Frau nur eine auf ihre privaten Verhältnisse bezugnehmende konkrete Tatsache: die nämlich, daß das fünfte Korps, dem auch Leopold angehörte, bei Solferino gestanden hatte, im ärgsten Feuer. Mehr erfuhr sie zunächst nicht; es kam kein Brief mehr, und ihre Anfragen an das Regimentskommando blieben unerledigt.

„Da begann am zehnten Juli die Ankunft der Verwundetentransporte auf dem Südbahnhof, und, von einer letzten Hoffnung getrieben, fuhr Eugenie jeden Nachmittag um die Vesperstunde zur Bahn, um beim Eintreffen des Zuges anwesend zu sein. Oh, was für erschütternde Szenen spielten sich täglich unter ihren angstvollen Augen ab! Aber fast beneidete Eugenie diejenigen, die so glücklich waren, einen verkrüppelten Bruder, einen entstellten Gatten in Empfang zu nehmen, sie mußten wenigstens nicht wie sie selbst

Digitized by Google

immer wieder mit leeren Händen in die verlassene Wohnung heimkehren.

„So kam der Siebzehnte heran, und an diesem Tag erschien Isidore Baron Lavó, der beste Freund und Regimentsgenosse Leopolds, um der jungen Frau von dem Hinscheiden des Hauptmanns taktvoll Mitteilung zu machen. Er benahm sich hierbei ebenso vorsichtig als feinfühlend, denn er war ein junger Mann von der angenehmsten Bildung und den besten Manieren, auch war er jahrelang der Pariser Botschaft zugeteilt gewesen und betonte seinen Vornamen deshalb immer noch auf der letzten Silbe: Isidóre. Trotz dieser persönlichen Vorzüge aber fiel die junge Frau in Ohnmacht, und Isidóre hatte die größte Mühe, die Wankende zu stützen und bis zu dem Balzac zu führen, wo sie wie leblos liegen blieb."

„Was ist das — ein Balzac?" fragte meine Freundin.

„Ein französisches, nach dem großen Schriftsteller benanntes Möbel: Ein Sofa mit hoher, schräggestellter gepolsterter Lehne, auf dem man in halbliegender Stellung ruhen konnte. . . . Dort, wie gesagt, brach die Baronin zusammen. Und während die herbeigeholte weinende Mutter sie mit Hirschhorngeist zum Leben zurückzurufen bemüht war, blieb sie völlig teilnahmslos und gelb wie Wachs. Erst nach einer Weile schlug sie die Augen auf und stieß ein paar Schreie aus, so jämmerlich, als würde ihr ein Zahn in mehreren Absätzen gezogen. Und so erschütternd klang der Schrei ihrer jungen Witwenschaft, daß sogar der junge

Digitized by Google

Isidóre, obzwar Offizier, bitterlich weinen mußte und zum Fenster trat und hinausschaute in die umflorte Wiener Landschaft, um seine Tränen vor den Frauen nicht zu zeigen."

„Die Arme!" sagte meine Freundin bei dieser Gelegenheit, denn Eugenie tat ihr außerordentlich leid.

*

Ich machte eine Pause, dann schritt ich über das frische Grab des bei Solferino gefallenen Hauptmannes hinweg zu den nun folgenden Ereignissen:

„Nach jener fürchterlichen Szene verfiel, wie alle schwergeprüften Romanheldinnen jener Zeit, Eugenie in ein hitziges Nervenfieber. Als sie nach acht Tagen wieder aufkam und ihre Gesundheit zurückzugewinnen begann, verordnete der Arzt zur völligen Wiederherstellung dieser eine mehrwöchentliche Molkenkur und Gebirgsluft. Man begab sich also nach Petersdorf, der nahegelegenen Sommerfrische, wo diejenigen Wiener, die eine weitere Reise nicht scheuten, ihre Villegiatur zu nehmen pflegten. Ihrer Trauer und Genesung hingegeben, verlebte dort Eugenie acht Wochen im engsten Familienkreise. Ab und zu kam der junge Herr von Lavó hinaus, mit einem Flor am Arm und einem ernsten Gesicht, und erkundigte sich teilnahmsvoll nach Eugenies Befinden. Im übrigen aber blieb sie völlig auf den familiären Verkehr angewiesen, und das erhöhte ihre Trauer. Denn der Vater litt sehr unter dem fallenden Rentenkurs und der allgemeinen Geldknappheit und war deshalb

ununterbrochen in der verdrießlichsten Stimmung, sich und den Seinigen zur Last; die Mutter bekümmerte das traurige Schicksal der Tochter, die in einem blühenden Alter mit vier Kindern verlassen dastand — sie raunzte und lamentierte den ganzen Tag. Die vier Kinder endlich waren von einer erheblichen Nichtsnutzigkeit. Seitdem das strenge Regiment, das der Hauptmann im Hause zu führen wußte, weggefallen war, riß eine immer größere Disziplinlosigkeit unter der jungen Mannschaft des Hauses ein, und weder die Großeltern noch Eugenie waren ihrem Übermut gewachsen. Nein, sie waren nicht schön, die Tage von Petersdorf, trotz der herrlichen Luft und prächtigen Landschaft, in der man lebte und die sich gegen den Herbst zu, als das Weinlaub zu glühen und die Wälder in allen Farben zu leuchten begannen, noch wesentlich verschönte.

„So kam der Oktober heran, die Tage wurden milde und heiter. Das Leben, durch den Krieg grausam gehemmt, nahm allgemach wieder seinen gewohnten Gang. Der natürliche Frohsinn der Wiener siegte. Bereits am neunten Juli, also vierzehn Tage nach der Schlacht bei Solferino, brachte das Thaliatheater ein neues humoristisches Genrebild von O. F. Berg: ‚Vom Kriegsschauplatz'. Im September folgten dann die ersten Burgtheaterpremieren. Joseph Weilen, ein kühner dramatischer Neuerer, brachte seinen ‚Tristan' zur Aufführung, und wenn das Werk auch nicht durchgängig gefiel, so war die maßgebende Kritik doch darin einig, daß es sich um die hervorragende Talentprobe eines neuen Dichters handelte, der auf

Digitized by Google

dem besten Weg schien, Grillparzer zu überflügeln. Andere Premieren, Konzerte und Reunionen schlossen sich gefällig an. In der Leopoldstadt erheiterte das berühmte Komikertrifolium allabendlich das schon im voraus vergnügte Publikum, im Kärntnertortheater wurde gesungen, und beim Dommayer in Hietzing dirigierte der junge Johann Strauß mit eleganter Gebärde und elegischem Lächeln seine neuesten Walzer. Dieses altgewohnte Wiener Leben spiegelte sich alsbald auch in den Zeitungen, die ihren früheren leichtfertig-humoristischen Ton wieder aufnahmen. Das Feuilleton, lange Zeit durch Totenlisten und politische Artikel in den Hintergrund geschoben oder gänzlich unterdrückt, nahm in den Blättern wieder einen breiteren Raum ein, wie er ihm in einer Stadt zukommt, wo seit jeher alles schließlich mit einem Feuilleton endigt. Der Krieg gegen Italien war nun einmal verloren, so eröffnete der muntere Feuilletonist munter einen andern, — den Krieg gegen die Krinoline. Und in diesem wenigstens blieb Österreich Sieger. Nachdem er im November die Feindseligkeiten eröffnet hatte, konnte der sachkundige Plauderer bereits im Dezember den Sieg einer neuen Mode melden, von der er sagte, daß sich darin ‚Atlas, Seide und Tüll-Illusion zu einer Art Leibchen mit charakteristischem Pli' vereinigten — worin er offenbar einen wesentlichen Fortschritt erblickte. Ein jüngerer und noch muntererer Kollege unterm Strich, der sich schon vor der Schlacht von Solferino durch gelungene Vergleiche hervorgetan hatte, verglich unterdessen den Frühling mit einem

Digitized by Google

mitgiftlosen Mädchen, den Herbst aber mit einer wohlhabenden Freundin in reifen Jahren, und schloß dieses Feuilleton, das so vielversprechend begann, nach einigen Pirouetten und scheinbar willkürlichen Eskapaden in das Gebiet der Politik, mit einem zierlichen Pas de deux. Er erzählte nämlich ein höchst ergötzliches Geschichtchen von fünf Mohren, die in einer Loge der großen Pariser Oper saßen, und die man nicht sah, weil sie ganz schwarz waren. Nur ihre weißbehandschuhten Hände konnte man vom Zuschauerraum aus bemerken, und so war in dieser merkwürdigen Loge nichts zu sehen als zehn weiße Hände, die aus dem Dunkel ragten. . . . Ob er auch das politisch meinte und damit vielleicht auf eine im Dunkel arbeitende geschäftige Reaktion anspielen wollte, weiß man nicht. Derlei weiß man bei Mohren und bei Feuilletonisten nie. . . .

„So war für die Unterhaltung des lieben Publikums auf allen Linien bestens gesorgt. Eugenie aber unterhielt sich nicht. Sie blieb gleichmäßig traurig inmitten der sie umgebenden neuerwachten Lustigkeit und gedachte mit umflortem Blick ihrer früheren, um so viel glücklicheren Umstände. Nur manchmal, wenn Isidóre ihr gegenüber saß und von dem schrecklichen Feldzug erzählte, röteten sich ihre immer noch vollen, aber blassen Wangen, und ihre Augen bekamen einen Glanz. Indessen war es nur der Glanz der Tränen und das ungesunde Rot des Schmerzes.

„Isidóre war in seinem Benehmen gegen sie von der zartesten Aufmerksamkeit und Gefälligkeit. Bei der

mühſelgen unid umſtändlichen Verlaſſenſchaftsabhandlung ging er ihr wiederholt hilfreich an die Hand und beſchleunigte durch ſeine Geſchicklichkeit und hohen Konnexionen den Verlauf der ganzen Angelegenheit. Auch war er bemüht, ſie zu zerſtreuen, ſoweit dies die Trauer zuließ. Er brachte ihr die neueſten Senſationsromane: ‚Die Geheimniſſe des Kopfpolſters‘ von Eugen Sue und ‚Ein Mann des Wollens‘ von Ida von Düringsfeld zum Beiſpiel; auch wußte er immer ein hübſches Geſchichtchen aus der Pariſer Geſellſchaft zu erzählen, in der er jahrelang gelebt hatte und zu der er im Geiſte noch immer gehörte. Dann wieder ſprachen ſie vom verſtorbenen Leopold. Iſidóre machte ein gefaßtes Geſicht, und Eugenie weinte. Da aber Iſidóre ziemlich regelmäßig kam, nahmen auch dieſe Ausbrüche allmählich den Charakter der Regelmäßigkeit an, und Eugenie gewöhnte ſich daran. Ja, ſchon war es ihr ein wahres Bedürfnis, mindeſtens zweimal in der Woche in Iſidóres Geſellſchaft über Leopold zu weinen.

„Mittlerweile verging der Winter, der Frühling ſchwang ſich über die Baſteien und warf der alten Stadt all ſeine Blüten in das verrunzelte Geſicht. Unter ſeinem Anhauch verſchönte und verjüngte ſich auch Eugenie, aber je ſchöner ſie ward, deſto blaſſer und ernſter wurde Iſidóre. Viele vermuteten ein zehrendes Fieber, indeſſen war der Grund wohl ein anderer, den der ſcharfſinnige Leſer ſchon erraten haben wird. Iſidóre liebte die Frau ſeines beſten Freundes, des braven Hauptmannes, der bei Solferino

Digitized by Google

neben ihm gestanden und ins Gras gebissen hatte. Und da ihm die Pietät zu schweigen gebot, sein Herz aber zu reden verlangte, befand er sich in einem bösen Zwiespalt, der sich um so mehr komplizierte, als sich im Frühjahr eine Gelegenheit bot, nach Paris zurückzukehren, was er sich immer gewünscht hatte und wovor er sich unter den obwaltenden Umständen nichtsdestoweniger fürchtete. Der arme Isidóre wußte nicht, was zuerst tun, und infolgedessen magerte er zusehends ab."

„Der Arme!" sagte meine Freundin, denn auch Isidóre tat ihr außerordentlich leid.

*

„Isidóre erwartete ein Zeichen, bevor er sprach, und Eugenie gab ihm keines. Alle ihre Gedanken schienen mit dem Abgeschiedenen beschäftigt. Denn auch nachdem der Jahrestag der Schlacht von Solferino vorbei war und somit ihre Pflicht, Trauerkleidung zu tragen, eigentlich erfüllt war, legte sie diese nicht ab, sondern setzte die Trauer fort, unter dem Vorgeben, sie hätte erst später von dem Tode ihres Gatten erfahren. Vergebens bestürmte sie ihre Mutter, beschwor sie Isidóre, doch zum Leben zurückzukehren und die munteren Farben der Jugend wieder in ihren Anzug zu mischen: Eugenie verschloß sich eigensinnig in ihre schwarze Kleidung, in ihren Kummer, in ihre Trauer.

„Angesichts einer solchen Treue ergab sich Isidóre gegen den Herbst zu in sein Schicksal. Er beschloß,

Digitized by Google

nach Paris zurückzukehren, wohin es ihn ohnehin mit magischer Gewalt zu ziehen schien, und wo gerade jetzt die neue Saison zu schäumen begann. Glücklich konnte er hinfürder nicht mehr werden, das sah der treue Freund ein. So wollte er sich wenigstens betäuben, und dazu eignete sich Paris in jenen Tagen des zweiten Kaiserreiches besser denn je.

„Zuvor aber wollte er Eugenie sagen, weshalb er reiste, reisen mußte. Er meinte das gewissermaßen dem verstorbenen Freund schuldig zu sein, auch wollte er von der geliebten Frau nicht mit einer Lüge scheiden. Andererseits aber mochte er ihre Antwort nicht herausfordern, sondern sich lieber im selben Augenblick, wo er sprach, empfehlen. Dies schien ihm zartfühlend und zudem sehr schick. Er bereitete also seine Abreise heimlich vor und verfaßte gleichzeitig ein zärtlich respektvolles Schreiben, das mit den Worten: ‚Teuerste Frau!' begann und mit den Worten: ‚Ihr allzeit getreuer Isidóre Baron Lavó' ritterlich schloß. Beiläufig in der Mitte stand eine wehmütig-galante Strophe von Alfred von Musset; sie und ein Zitat von Balzac gaben dem Brief des schöngeistigen jungen Offiziers einen mehr literarischen Charakter. Nachdem er vollendet war, bestellte Isidóre eine sehr schöne Bonbonniere, die er mit dem leckersten Zuckerwerk ausfüllte und in die er das Handschreiben hineinlegte. Hierauf ließ er die Bonbonniere mit einem modischen Lyoner Seidenband umwinden, wie man es damals tat. Es war dies aber ein Band von einem eklatanten Rot, das man sogar in den Kreisen der Pariser etwa

erſt ſeit einem Jahre kannte und das für Wien völlig neu war. Man verdankte es dem neuentdeckten chemiſchen Verfahren zur Herſtellung der Anilinfarben, und nannte es, weil dieſe Entdeckung zeitlich mit der Schlacht von Solferino zuſammenfiel, nach dieſer: Rouge de Solferino.

„Nachdem dieſe Bonbonniere abgegangen war, packte der angenehme junge Mann unverzüglich ſeinen letzten Koffer. Wie ſehr erſtaunte er aber, als er in dieſer wehmütigen Beſchäftigung durch einen Boten Eugenies unterbrochen wurde, die ihn auf den Nachmittag zu einer Taſſe Kaffee bat. Wollte ſie ihm den Brief zurückgeben, oder was wollte Eugenie ſonſt? Bleich und bekümmert machte ſich Iſidóre auf den Weg.

„Er mußte im Salon auf ſie warten, und ſo hatte er Gelegenheit, von der ihm ſchon lieb und vertraut gewordenen Einrichtung zärtlich Abſchied zu nehmen. Er grüßte die höflich geſchnörkelten Fauteuils, die geſpreizten Tiſchchen aus Mahagoniholz, die ängſtlich geblümte Tapete, die ſtillen Bilder und den kühn geſchwungenen Balzac in der Ecke, er grüßte alle dieſe Zeugen ſeines Glückes, das zugleich ſein Unglück war, und nahm ſchließlich mit einem kläglichen Seufzer auf dem Balzac Platz, der, als er ſich ſetzte, ſeinerſeits zu ſeufzen ſchien, in Erinnerungen, als lebendiges Echo ſeines Schmerzes.

„Jetzt aber ging die lichte Türe auf, und herein trat Eugenie, mit einem Lächeln auf den Lippen. Und zum erſtenmal ſtand ſie wieder licht in dem weißen Türrahmen, denn ſie hatte ein helles Kleid angelegt,

Digitized by Google

und um ihre noch immer ſchlanke Mitte ſchlang ſich, als ein improviſierter Gürtel, das ſolferinrote Band.

„Iſidóre erkannte dieſes Band — dieſes rote Band, das ihre Antwort war. Aber noch zweifelte ſeine allzu ängſtliche Liebe. Er warf ſich ihr daher auf jeden Fall zu Füßen, mit einer eleganten raſchen Bewegung, wie ſie der junge Sonnenthal in der Burg in Liebesſzenen auszuführen pflegte, und rief mit gepreßter Stimme zu ihr hinauf:

„‚Eugenie! So darf ich hoffen? Sagen Sie ein Wort, und ich reiſe nicht!‘

„‚Reiſen Sie, Iſidóre,‘ ſagte die junge Frau, ‚aber —‘ und bei dieſen Worten warf das ſolferinorote Band einen deutlichen Widerſchein auf ihr weiches und anmutiges Geſicht: ‚Aber — kommen Sie zurück!‘

„‚Eugenie!‘ rief er außer ſich, wie man es dazumal bei ſolcher Gelegenheit war, und umſchlang mit Leidenſchaft das brennend rote Band. ‚Es iſt mein Band!‘ ſtieß er jubelnd hervor.

„‚Es iſt Ihr Band, Iſidóre,‘ ſagte ſie ſanft und mit Beziehung.

„Sie machte ſich gelinde los und trat vor den Spiegel, denſelben ovalen Spiegel, den man im Hintergrund des Bildes ſieht. Dort drehte ſie ſich, wie ſich hübſche junge Frauen vor einem Spiegel drehen, und nach einer Weile ſagte ſie lächelnd zu ihrem Freunde:

„‚Die Farbe kleidet mich, nicht wahr, Iſidóre?‘

„Damals war es nur ein Band, als aber der Baron nach drei Monaten von Paris zurückkehrte, wurde es ein Kleid. Iſidóre brachte ihr ein ganzes Stück Lyoner

Digitized by Google

Seide mit — Rouge de Solferino — und Eugenie ließ daraus ein Kleid ſchneidern, dem es auch an einem Leibchen ‚mit charakteriſtiſchem Pli‘ nicht fehlte. Sie trug es, während ſie des jungen Iſidóre Lavó glückliche Braut war, und nie war ſie ſchöner, als in dieſem Kleide. Weshalb ſie ſich auch ſpäter, ihrem Liebſten zuliebe, darin malen ließ.“

*

Ich ſchwieg und ſchaute meine Freundin an, die jetzt mit einem ernſten Geſicht und in Gedanken verſunken daſaß.

„Nun?“ fragte ich ſie: „Was hältſt du von dieſer neuen Toilette einer lebensluſtigen Wienerin?“

Sie erwiderte bedächtig: „Ein ſolferinorotes Gürtelband — o ja — warum nicht? Das iſt ſehr ſchick. Aber ein ganzes Kleid? Nein, das iſt geſchmacklos.“

Ich glaube, ſie hatte ebenſo wie ihre Vorgängerin in den ſechziger Jahren längſt ſchon wieder vergeſſen, daß Solferino eigentlich eine Schlacht war. . . .

Digitized by Google

Buchdruckerei F. E. Haag,
Melle i. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 067641736

Egon Fleischel & Co Berlin

Curt Hamelsche Druckerei und Verlagsanstalt, Charlottenburg, Spreestraße 43-44.